

Frankfurter Allgemeine

Magazin

OKTOBER 2017
DESIGN SPEZIAL

**DESIGNER
LASSEN
STRAHLEN**

**GOETHE
BLEIBT
IM DUNKELN**

**FISCHE
LEUCHTEN
IN DER TIEFE**



**MEHR
LICHT**



CHANEL.COM | CHANEL-Kundenservice - Tel. 018072426 95 (9.9 Ct/Min, aus dem Festnetz, max. 42 Ct/Min aus Mobilfunknetzen) | DER CHANEL MOMENT



L'INSTANT
CHANEL

LA MONTRE
J12



SITZSYSTEM LAWRENCE | DESIGN RODOLFO DORDONI

Minotti BERLIN BY HERRENDORF, LIETZENBURGER STR. 99 - T. 030 755 4204 56

Minotti MÜNCHEN BY EGEMEIHER WOHNKULTUR, OSKAR VON MILLER RING 1 - T. 089 55 27 32 510

AUCH BEI ANDEREN AUTORISIERTEN HÄNDLERN UND IN ANDEREN STÄDTEN.

PLZ 0/1/2/3/4/5 HANDELSAGENTUR STOLLENWERK - T. 0221 2828259 - TIM.STOLLENWERK@WEB.DE

PLZ 6/7/8/9 HANDELSAGENTUR RIEKINGER - T. 07121 325953 - INFO@HANDELSAGENTUR-RIEKINGER.DE

Minotti

MINOTTI.COM



LICHT INS DUNKEL



Erinnern Sie sich an den Film „Gaslight“? Darin verfällt eine Frau, gespielt von der unvergleichlichen Ingrid Bergman, fast dem Wahnsinn, weil das Licht der alten Gaslampen im Haus ihrer Tante, der Lady Alquist, aus unerklärlichen Gründen immer wieder anfängt zu flackern. Dahinter steckt natürlich der Ehemann, der seine Frau (Ingrid Bergman!) loswerden will, doch das ist hier nebensächlich. Der Film zeigt, dass Licht einmal ein wertvolles Gut war, nicht für jedermann und auch nicht beständig zu haben. Heute ist absolute Dunkelheit kaum noch zu haben. In der Neumayer-Station des Alfred-Wegener-Instituts in der Antarktis herrscht sie zumindest eine Woche lang in der acht Wochen andauernden Polarnacht, wie uns Stationsleiter Tim Heitland in diesem Heft erzählt. Doch so ganz ohne Licht mag der Mensch auch nicht sein. Schon Goethe hat das erkannt und rief auf dem Totenbett angeblich: „Mehr Licht!“ Thomas Bernhard dichtete diese letzten Worte schamlos um in „Mehr Nicht!“ Unser Feuilleton-Redakteur Hubert Spiegel hat die Quellen bis in den letzten Winkel ausgeleuchtet und holt eine dritte – die wahrscheinliche – Version aus dem Dunkel. Damit wäre auch das geklärt. Schon wegen der kürzer werdenden Tage mussten wir uns dringend dem Thema Licht widmen. Allein dieser Samstag hat drei Minuten weniger Tageslicht als der Freitag. Und morgen, Sonntag, ist der Tag noch einmal drei Minuten kürzer. Da kommen die zehn Designer gerade recht, die sich für uns von ihren schönsten Entwürfen erleuchten lassen. Das Glühbirnenverbot, das sie jahrelang in ihrer Kreativität beschränkte, haben sie endlich überwunden. Mit LED-Licht ist inzwischen viel mehr möglich, als man je gedacht hatte. Gut so, denn Licht leuchtet nicht nur einfach so, es will in Szene gesetzt werden. Das zeigt Ina Lockhart am Beispiel des Manns, der die Ideen des Künstlers James Turrell erst zum Leuchten bringt. Und wenn wir uns dann noch vorstellen, dass das Turrellsche Licht in Tausenden von Jahren in einer anderen Galaxie bemerkt wird, so wie wir hier nach Tausenden Jahren Lichtwellen von fernen Galaxien einfangen (meine Kollegin Sibylle Anderl hat es gesehen), erfüllt uns das ein wenig mit Stolz. Auch wenn die Außerirdischen dieses Magazin vielleicht nie zu Gesicht bekommen werden. *Peter-Philipp Schmitt*

Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Alfons Kaiser

Redaktionelle Mitarbeit:
Dr. Sibylle Anderl, Holger Appel, Dr. Jörg Beemer, Thomas Edelmann, Stephan Finsterbusch, Marlene Grunert, Patrick Heidmann, Matthias Lauerer, Roland Lindner, Ina Lockhart, Brita Sachs, Peter-Philipp Schmitt, Hubert Spiegel, Tilman Spreckelsen, Bernd Steinle, Jennifer Wiebking, Maria Wiesner, Bertina Wolff

Bildredaktion:
Christian Matthias Pohlert

Art-Direktion:
Peter Breul

E-Mail Redaktion:
magazin@faz.de

Alle Artikel werden exklusiv für das „Frankfurter Allgemeine Magazin“ geschrieben. Alle Rechte vorbehalten. © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeine Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressepiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen, speichern oder per E-Mail versenden wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH erwerben unter www.faz-rechte.de. Auskunft erhalten Sie unter nutzungsrechte@faz.de oder telefonisch unter (069) 75 91-29 85.

Redaktion und Verlag:
(gültig ladungsfähige Anschrift für die im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten)
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH
Hellerhofstraße 2-4
60327 Frankfurt am Main

Geschäftsführung:
Thomas Lindner (Vorsitzender)
Burkhard Petzold

Verantwortlich für Anzeigen:
Ingo Müller

Leitung Anzeigenverkauf Frankfurter Allgemeine Magazin:
Kerry O'Donoghue, E-Mail: media-solutions@faz.de

Produktionsleitung:
Andreas Gierth

Layout:
Verena Lindner, Anja Tschulena

Einzelhefte können zum Preis von € 5,- bei media-solutions@faz.de bezogen werden.

Druck:
Prinovis GmbH & Co. KG – Betrieb Nürnberg
Breslauer Straße 300, 90471 Nürnberg

DESIGN PORTRAIT.



B&B
ITALIA

Richard, sitzsystem design von Antonio Citterio. www.bebitalia.com

B&B Italia Stores: München, Maximiliansplatz 21 - T. +49 0894 613680 - Berlin, Torstrasse 140 - T. +49 3024 04773781

Plz 012345 Andreas Weber T. +49 172 459 32 32 weber@designkollektionen.de - Plz 567 Thomas Köber T. +49 1737 490937 k2agentur@arcor.de - Plz 0789 Norbert Juelicher - T. +49 1729 572772 norbertjuelicher@t-online.de



THOMAS EDELMANN, der über Autos, Technik, Leuchten und Möbel schreibt, probiert immer wieder neue Birnen für seine zahlreichen Leuchten aus. Das Licht muss stimmen, die Farbwiedergabe möglichst natürlich wirken, nichts soll brummen oder flackern. Was selbstverständlich klingt, ist bei den vielen Bauweisen und Herstellern von Retrofit-Birnen noch immer nicht selbstverständlich (Seite 38). Seine Kandem-Schreibtischleuchte der vierten Generation, deren ursprünglicher Entwurf von Marianne Brandt stammt, dient ihm heute als Nachttischlampe. Derzeit ist sie mit einer 7-Watt LED-Filamentbirne ausgestattet, die 720 Lumen erreicht und gelegentlich bei Aldi zu haben ist.



HUBERT SPIEGEL liebt die Literatur und das Theater – aber nicht bedingungslos. Seine Anbetungsbereitschaft kennt Grenzen. Das gilt auch für Goethe, dessen letzten Worten der Feuilletonredakteur für diese Ausgabe nachgespürt hat (Seite 42). Überliefert wurden sie in verschiedenen Varianten, auch einer hessischen, und von vielen Zeugen, von denen jedoch längst nicht alle im Sterbezimmer zugegen waren. Eine literarische Recherche zu den letzten Sekunden eines langen Lebens, die zugleich die ersten Sekunden eines noch länger währenden Nachruhms waren.

FOTOS: PRIVAT FRANK ROTH, HELMUT FRICKE, THOMAS VUILLAUME

MITARBEITER

THOMAS VUILLAUME wandelt zwischen den Welten: Er ist Wissenschaftler und Künstler zugleich. Der Astrophysiker entwickelt Modelle, mit denen er aktive Galaxienkerne besser verstehen möchte. Seine Liebe zu den Bergen und zur Astronomie brachten geradezu künstlerische Fotos von einem Observatorium in den Bergen hervor (Seite 58). Trotz anstrengenden Aufstiegs schlug er sich dort oben auch noch die Nacht um die Ohren.



SIBYLLE ANDERL hat als Astrophysikerin selbst jahrelang die Weiten des Kosmos erforscht. Ihre Reisen zu den Orten, von denen aus man den Nachthimmel am besten sehen kann, haben sie dabei schon um die ganze Welt geführt. Nur das Noema-Observatorium südlich von Grenoble kannte sie bislang noch nicht. Dass sie die neun Teleskope auf dem Plateau de Bure wirklich mit eigenen Augen sehen konnte (Seite 58), verdankte sie neben ihrem unerschütterlichen Wetter-Optimismus letztlich höherer Gewalt. Am Tag des Aufstiegs auf den Berg in den französischen Alpen sorgten himmlische Mächte doch wirklich für eine Pause vom regnerischen Herbstwetter.



BOTTEGAVENETA.COM



BOTTEGA VENETA



In Grün we trust: Pantone hat die Farbe des Jahres bestimmt. Sie heißt: Greenery (Seite 46). Und sie verleiht uns, so heißt es, Kraft und Energie.

Dunkle Gestalten: Der Drachenfisch bringt seinen eigenen Suchscheinwerfer mit. Das Phänomen der Biolumineszenz (Seite 54) birgt auch für den Menschen große Chancen.



ZUM TITEL

Der Designer Alfredo Häberli und seine Leuchte Nox wurden am 5. April 2017 von Daniel Pilar in Mailand fotografiert.

- 20 FRANK BUCHHOLZ
- 22 SEAN PENN
- 33 TORD BOONTJE
- 62 PRINZ CARL PHILIP
- 82 TOBIAS GRAU

WEIMAR Was uns die letzten Worte Johann Wolfgang von Goethes wirklich sagen. *Seite 42*

AFRIKA Fußballspielen setzt Energie frei, die Dörfer ohne Strom erhellen kann. *Seite 64*

ANTARKTIS Tim Heitland erzählt, wie die Polarnacht das Leben bestimmt. *Seite 66*

TALLINN Die frühere Hansestadt schaut mit großen Hoffnungen nach Westen. *Seite 68*

FRANKFURT Raten Sie mal: Welche Autos stecken hinter diesen Scheinwerfern? *Seite 78*

LOS ANGELES Hinter dem Trend zu strahlender Haut steht der Traum ewiger Jugend. *Seite 80*

Die nächste Ausgabe des Magazins liegt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am 11. November bei. **Im Netz:** www.faz.net/stil **Facebook:** Frankfurter Allgemeine Stil **Instagram:** @fazmagazin



Gute Gelegenheit: Martin Kornbek Hansen hat mit seinem Möbelunternehmen & tradition das ehemalige Pariser Apartment von Coco Chanel (Seite 50) neu eingerichtet.



Neue Freiheit: LED stießen bei Designern und Herstellern lange auf wenig Gegenliebe. Das hat sich geändert – wie die Leuchte Filo von Foscarini zeigt. (Seite 38)

FOTOS: CORNELIA SICK, PLANPICTURE, HERSTELLER (2)

PRÊT-À-PARLER



FLEXFORM

FLEXFORM | MADE IN ITALY

Home at last.



EIN HAUS, EIN AUTO – EIN WINDLICHT

Ein Windlicht ist kein sonderlich einfallreiches Geschenk, wusste ich auch. Die totale Nummer sicher, hätte man selbst dem Kollegen schenken können, wie zum Beispiel das Modell von Endon (2) aus Glas und Edelstahl, zu bestellen über den Online-Shop Wayfair. Ein Windlicht gehört aber auch zu den wichtigen Dingen, die man besitzen sollte. Wenn Menschen es sich gemütlich machen, dann zünden sie die Kerze eines Windlichts an. Ohne Windlicht keine Stimmung, kein Signal für andere, die im Dunkeln am Vorgarten vorbeilaufen, dass da jemand wohnt. Ohne Windlicht eigentlich keine Chance auf ein schönes Leben.

Mein Freund besaß noch keines, also hatte ich zu Weihnachten ein Windlicht mit Stangengerüst aus Metall ausgesucht, das im ersten Moment aussah wie ein kleiner Vogelkäfig. So ähnlich wie das Modell von Pols Potten (4), hier mit Strängen aus gefärbtem Bambus, das man über

den Online-Shop Trend 4 Rooms bekommt. Es war ein sperriges Teil, was ich da verschenken wollte, aber wenn es einmal seinen Platz in der Ecke im Wohnzimmer gefunden hätte, wenn man es an trockenen Tagen raus auf den Balkon würde stellen können, dann wäre es die Schleppelei wert gewesen.

Ein Haus, eine Küche, ein Auto – das sind Konsumentscheidungen, die einen versichern, ein Leben zu führen, das halbwegs im Lot ist. Und ein Windlicht. Eigentlich ist es die kleinere Küche. Es steht für ein Minimum an Bürgerlichkeit, selbst wenn es so handlich ist wie die Modelle von Iittala (1) und Kähler Design (6), die man mit zwei Händen umschließen und wegstellen kann. Eigentlich muss es kein schrulliges Geweih tragen, wie das Windlicht von Kersten (3), das ebenfalls von Trend 4 Rooms ist, aber es passt natürlich. Ein Geweih an der Wand, ein Wind-

licht im Garten, Sesshaftigkeit hat auch etwas für sich und geht auch mit ein bisschen Ironie. Zumal man in so einem Garten auch ein Windlicht aufstellen könnte, das in brennendem Zustand wie die Flamme eines Lagerfeuers anmutet, wie das Modell mit schwerem Betonfuß von Beske (5), an das man im Netz über Etsy kommt. Für meinen Freund wäre das wohl nichts gewesen. Er hat keinen Garten, dafür aber strenge Nachbarn. Also der Vogelkäfig mit Metallstreben.

Kurz vor Weihnachten wollte ich das Teil in der vollgepackten U-Bahn transportieren, zusammen mit zu vielen anderen Menschen, Koffern, Geschenken. Ich stand direkt an der Tür. An der nächsten Haltestelle klappte sie nach innen auf. Das Windlicht war dazwischen und im nächsten Moment Matsch. Vielleicht hätte ich mit dem Auto anfangen sollen. (jwi.) Fotos Victor Hedwig



IRVING PENN ZEIGT, DASS ER MEHR KANN ALS NUR MODE

Wie wird man ein guter Modefotograf? Die Ausstellung über das Lebenswerk von Irving Penn in Paris gibt auf diese Frage eine einfache Antwort: indem man keiner wird. Heute kennt man den amerikanischen Fotografen, der 1917, vor 100 Jahren, in New Jersey geboren wurde (und 2009 in New York starb), fast nur noch wegen seiner Fotos für die „Vogue“ und wegen seiner Porträts von Robin Williams, Salvador Dalí oder Pablo Picasso. Jetzt wird end-

lich anschaulich, dass er alles konnte, und zwar mit einer erstaunlichen Liebe zur Genauigkeit. Stilleben und Straßenszenen, Abseitiges und Abartiges, alte Zigarettenkippen und ethnologische Studien: Er wollte die ganze Welt fotografisch erfassen und sie auf diese Weise womöglich überhaupt erst verstehen. Kurios, dass zwei seiner Zeitgenossen gerade ebenfalls geehrt werden. Am besten, man fährt in diesem Herbst ein ganzes Wochenende nach Paris. Außer

dem Grand Palais steht dann auch das Musée des Arts décoratifs im Louvre mit der gigantischen Dior-Ausstellung auf dem Plan und das neue Yves-Saint-Laurent-Museum an der Avenue Marceau. Diese Stadt, die in den vergangenen Jahren so getroffen wurde vom Terrorismus – sie schwelgt in drei Heroen des freien Lebens. (kai.)

Irving Penn, bis zum 29. Januar 2018, Grand Palais, Paris

IN KALABRIEN BEGINNT DIE BERGAMOTTE-ERNTE

Die Bergamotte, deren Öl in der Schale die Basis für viele Parfums bildet, ist eine höchst anspruchsvolle Zitrusfrucht. Trotzdem – oder deshalb? – hat sie sich die Südspitze von Kalabrien als liebsten Standort erwählt. Von dieser Gegend zwischen Reggio Calabria und Locri weiß man in der Regel nur, dass hier an der Küste und auf den Abhängen zu den „rauen Bergen“ des Aspromonte die kalabrische Mafia zu Hause ist, die 'ndrangheta. Die „schwarzen Seelen“ spannen von San Luca oder Africo aus ihre kriminellen Netze, handeln von Südamerika bis Deutschland mit Kokain und treiben schwarze Geschäfte mit städtischen Aufträgen und Immobilien.

Darüber aber möchte Fabio Trunfio nicht sprechen. Der Chef des in Brancalene angesiedelten Unternehmens Patea sieht die Region vor allem als Heimat des „Gelben Goldes“, der Bergamotte. „Wegen der vielen Sonne, der Strömung des Meeres und der leichten feuchten Winde, die sanft von der Küste den Aspromonte hinaufstreifen, entwickelt sie in ihrer Schale diesen Geruch, bitter und frisch zugleich. Hier riecht sie am besten, besser als an der Elfenbeinküste, wo auch Bergamotte angebaut wird.“ Trunfio muss es wissen: Vor Jahren stieg er in das seiner Frau Carmela Patea gehörende Unternehmen ein, das über viel Land verfügt. Seit einigen Jahren verkauft er die Früchte nicht nur, sondern extrahiert selbst die Öle und stellt mit Bergamotte-Essenzen Säfte und Gebäck her, Honig und Marmelade.

In Brancalene an der Küstenstraße baut die Familie gerade eine Fabrik aus. Hierher bringen 150 Bauern ihre Bergamotten. Mitte des 17. Jahrhunderts wurde der Hybrid – eine Kreuzung aus Zitronatzitrone und Bitterorange – erstmals beschrieben. Nicht einmal bei voller Reife lassen sich die gelben Früchte am Baum für den Laien von der Zitrone unterscheiden. Erst wenn man hineinbeißt, merkt man es: Diese Frucht schmeckt noch bitterer als eine Limone. Wenn man sie nicht mit Wasser oder Orangensaft trinkt, ist sie nicht genießbar. Darum wird sie nicht als Obst gegessen, sondern vor allem wegen der ätherischen Öle genutzt, die man aus der Schale gewinnt.

Die Öle sind vielseitig verwendbar. In der Medizin dienen sie als natürlicher Cholesterinsenker, und als Zusatzstoff machen sie einen schwarzen Tee zum „Earl Grey“. Der Name geht auf Charles Grey zurück, den zweiten Earl of Grey, der von 1830 bis 1834 britischer Premierminister war. Nach den Erzählungen früher Importeure kam der Earl als erster auf diesen Tee-Geschmack. Während der Überfahrt von China nach England war es zu einem

Sturm gekommen. Dabei zerbrachen die Bergamotte-Öl-Flaschen, deren Duft nur dafür sorgen sollte, dass bei der langen Überfahrt die tief im Rumpf lagernden Teesäcke nicht den Geruch von Moder und Fisch annahmen. Das Öl ergoss sich nun auf den chinesischen Tee. Earl Grey beschloss nach Bergung der Ladung in London gleichwohl, diesen Tee zu trinken – und wurde so zum Trendsetter. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts wird in England „Earl Grey“ getrunken.

Die Costa dei Gelsomini in Kalabrien ist nach dem Jasmin benannt, der hier so üppig wächst wie das Verbrechen. Tatsächlich kann man sich kaum



eine Region vorstellen, die von der Natur so verwöhnt wird und dennoch so bitterarm ist. Einst lebte die Spitze des italienischen Stiefels von der Frömmigkeit. Pilger zogen in die Heiligtümer im Aspromonte. Pölsi zum Beispiel wurde von Mönchen aus Griechenland gegründet, die im achten und neunten Jahrhundert vor den Bilderstürmern geflohen waren und wunderbare Ikonen nach Kalabrien brachten. Eine wichtige Einnahmequelle war bis ins 20. Jahrhundert auch die Viehwirtschaft, die sich aber als

so ärmlich erwies, dass die Ziegenhirten Nebengeschäfte machen mussten. Sie versteckten in den unwirtlichen Bergen entführte Politiker oder Unternehmer und verdienten auf diese Weise an der Erpressung mit. Ein anderer Wirtschaftszweig war und ist der Tourismus. Aber der Küstenstreifen ist schlecht angebunden. Die Flughäfen in Reggio und Lamezia Terme sind weit.

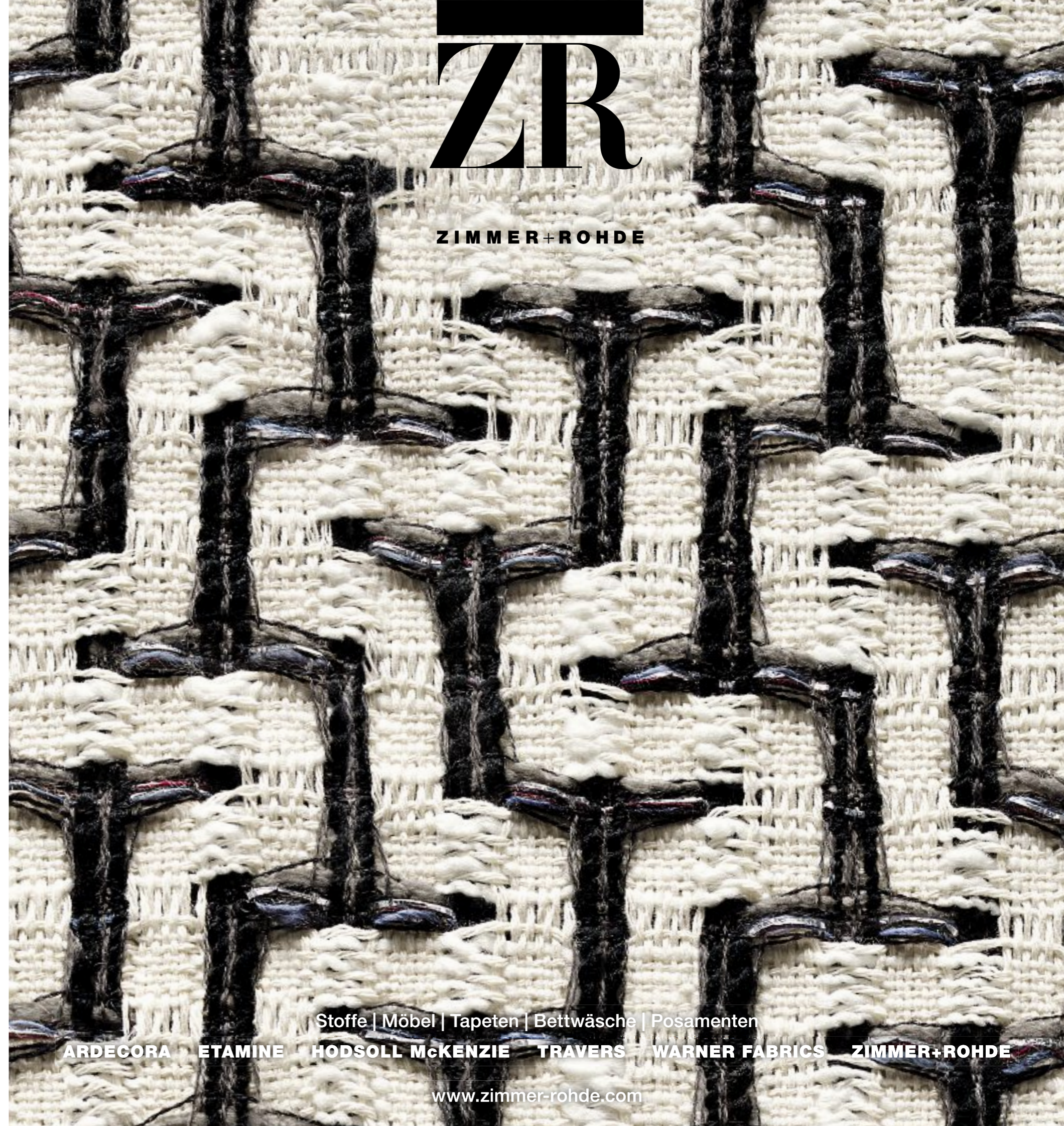
So konzentriert sich die Landwirtschaft zunehmend wieder auf den althergebrachten Anbau der Bergamotte. Das lohnt sich, sagt Elisabetta Genovese, eine Kusine von Trunfios Frau, deren Mann mitten in einem Hain von Zitrusfrüchten eine Art neuromanisches Schloss errichten will. „Aus 200 Kilogramm Früchten gewinnen wir einen Liter Öl im Wert von 200 Euro.“ Von Ende November bis Ende Februar ist Erntezeit. Dann holen die Landwirte auch Fremdarbeiter für die Ernte. „Zu uns kommen stets ein paar Inder zum Pflücken. Das muss mit der Hand geschehen, damit die Fruchthaut unversehrt bleibt“, sagt Elisabetta Genovese. „Wir sind ein Ökobertrieb, der keine Chemikalien verwendet. Das sieht man an den bisweilen kranken Blättern. Viel schlimmer aber wäre schlechtes Öl.“

An der Strandpromenade von Brancalene steht noch eine alte Reibe aus der Zeit vor der Industrialisierung. In ihr wurden jeweils vier Früchte gemeinsam geschält, bis ein Glöckchen den Vollzug meldete und vier weitere Früchte in die Schälmaschine gelegt werden konnten.

Lange habe man das Fruchtfleisch einfach wegwerfen, sagt Fabio Trunfio in der Fabrik, wo Becken und Container, Zentrifugen und Laufbänder das Bild bestimmen. Mittlerweile aber entwickle sich langsam auch ein Markt für die anderen Produkte, die der Unternehmer sogleich stolz ausbreitet. „Aber Sie können sich gar nicht vorstellen, wie viele Genehmigungen man braucht, um ein neues Produkt auf den Markt zu bringen.“ Noch habe er es mit dem Saft der Bergamotte nicht in die Supermärkte der italienischen Großstädte geschafft. „Unser Problem ist nicht das organisierte Verbrechen“, meint er. Es ist ganz einfach: Die Bürokratie und die schlechte Verkehrsanbindung behindern ihn. Jörg Bremer

PRÊT-À-PARLER

FOTOFLEX, CORBIS



ZR

ZIMMER+ROHDE

Stoffe | Möbel | Tapeten | Bettwäsche | Posamenten

ARDECORA ETAMINE HODSOLL MCKENZIE TRAVERS WARNER FABRICS ZIMMER+ROHDE

www.zimmer-rohde.com

Entdecken Sie unseren Dekorationsstoff »Spice« und weitere Produkte bei:

01477 Anrsdorf/Dresden Schwarzmeier | Raumaussattung | www.schwarzmeier.com 04109 Leipzig HUBERT | Schenken/Wohnen/Leben | 0341 2132112 06114 Halle/Saale Ambiente Wiecha OHG | www.ambiente-home.de 10115 Berlin brillant Interiors Heiko Rahmstorf & Joachim Becka GbR | www.brillant-interiors.berlin 10623 Berlin Lars Leppin GmbH | Im Stilwerk Berlin | www.lars-leppin.de 10785 Berlin Möbel Hübner Einrichtungshaus GmbH | www.moebel-huebner.de 10789 Berlin Lars Leppin GmbH Im KaDeWe, 4.OG | www.lars-leppin.de 14165 Berlin-Zehlendorf Michael Geisler GmbH | Raumaussattung | www.geisler-raumaussattter.de 20354 Hamburg Einrichtungshaus Bornhold GmbH | www.bornhold-die-einrichter.de 21006 Hamburg Marks Einrichtungen GmbH & Co.KG | www.marks-einrichtungen.de 21335 Lüneburg Crull Exklusiv Einrichten OHG | www.crull.de 22299 Hamburg H. Bayram | Inneneinrichtungen | www.polsterei-bayram.de 22547 Hamburg Imme Witt | Polsterei | www.imme-witt.de 22765 Hamburg Helm & Helm Inneneinrichtung | www.helm-und-helm.de 23564 Lübeck Raumaussattung Pöppel e.K. | Inh. Alexander Hahlbeck | www.raumaussattung-poepel.de 23843 Bad Oldesloe Raumaussattung Ramon Strohl | www.r-strohl.de 24103 Kiel Rademann Inh. Christoph Kämmerer e.K. | www.rademann-kiel.de 24103 Kiel Das Fenster Einrichtungen GmbH | Elke und Mils Lenschau | www.dasfensterkiel.de 26122 Oldenburg Designers House GmbH | www.designers-house.de 27263 Varden/Aller Raumaussattung Christian Bösch | Im Hause der Wohnwerkstatt | www.wohnwerkstatt-berlin.de 28203 Bremen Bauhof Wohnimpuls GmbH & Co.KG | Wohnimpuls GmbH & Co.KG | info@bauhofwohnpulse.de 31515 Wunstorf Voss Inneneinrichtung GmbH | info@voss-inneneinrichtung.de 34497 Korbach/Rheda Schäfer Raumaussattung e.K. | www.schaefer-raumaussattung.de 35423 Lich Valder-Wohnen Polster- und Gardinenwerkstatt | Stefan Theiler | 06404 661473 35578 Wetzlar Valder-Wohnen Polster- und Gardinenwerkstatt | Stefan Theiler info@valder-wohnen.de 38100 Braunschweig Renter Einrichtungen GmbH | www.renter.de 38442 Wolfsburg Farben Center Fallersleben GmbH | www.farben-center.com 40212 Düsseldorf Raumkante + Ausstattung GmbH | Im Stilwerk | info@raumkante.de 40237 Düsseldorf Klockhaus Dekorationen oHG | Inh. Rolf + Pia Klockhaus | 0211 660331 42551 Velbert Trockel Raumaussattung e.K. | Inh. Hanno Haak | 02051 95960 44225 Dortmund Raumaussattung Paris | www.polsterei-paris.de 45130 Essen Gardinen Schniedermeier GmbH | mail@schniedermeier-einrichtungen.de 45468 Mülheim an der Ruhr Pogge Home Decor | www.pogge.de 45657 Recklinghausen Castello Wohndesign | Raumaussattmermeister Martin Castello | info@castello-wohndesign.de 46342 Velen Hardweg Raumaussattung | www.hardweg-wohnraum.de 46397 Bocholt Hardweg Raumaussattung | www.hardweg-wohnraum.de 47138 Duisburg H. Dahmen & Söhne KG | www.hds-buero.de 49205 Hasbergen Hillebrand | Raum + Idee GmbH www.raumundidee-hillebrand.de | 50733 Köln Silko Schüler | Raumaussattung GmbH + Co.KG | info@silko-schueler.de 51427 Bergisch Gladbach Reitz Lebensräume | Wilhelm Reitz GmbH | 02204 22597 51469 Bergisch Gladbach Raumaussattungen Eicker 02202 58161 51674 Wiehl Lang GmbH | Raum und Idee | info@lang-raum-und-idee.de 52062 Aachen Mathes GmbH + Co.KG | www.mathes.de 52062 Aachen Sven Woytschaetzky GmbH | www.woy24.de 52062 Aachen Lieck & Müller GmbH & Co. KG | Inh. Günter Corsten | info@lieck-und-mueller.de 52076 Aachen Stoffwerkstatt | Uta Sommer | info@stoffwerkstatt.de 52351 Düren Holger Peters | Raumaussattter | 02421 888847 52355 Düren Kelzenberg | Einrichtungen GmbH & Co.KG | www.kelzenberg.com 53117 Bonn Daniels wohnen OHG | www.daniels-wohnen.de 53173 Bonn Cubio GbR | Stoffe + Wohnen | 0228 1809525 53474 Ahrweiler Georg Geschier + Söhne GmbH & Co. KG | 02641 34386 53639 Königswinter-Heisterbacherrot Roland Müller | Meisterhafte Raumideen | roland@raumaussattter-mueller.de 54294 Trier Fesser Einrichtungen GmbH | 0651 828820 55218 Ingelheim Vogt & Schoor GmbH | Raumaussattung | 06132 2231 56068 Koblenz KREPELE EINRICHTEN | 0261 2072910 56179 Vallendar Zell - Raumdesign | info@marita-zell.de 59909 Bestwig SCHREWE. Einrichten GmbH & Co. KG | 02904 97220 60487 Frankfurt Raum + Textil | Renate Diesel & Co. GmbH | info@raum-textil-decoration.de 60569 Frankfurt Cri-Cri Handels GmbH | 069 66058200 60594 Frankfurt KERN-DESIGN GMBH Inneneinrichtung + Einrichtung | 069 7895433 61348 Bad Homburg Wehner | Decoration | 06172 24992 61440 Oberursel RUPPEL | raumgestaltung GmbH | 06171 4946 63280 Dreieich Ilse Kotler Einrichtungen | 0171 2640150 63477 Maintal-Dörnigheim Wehner | Decoration 06181 491580 63486 Bruchköbel Barbara Bittner | Kreative Raumaussattung | 06181 9063348 63500 Seligenstadt Gärden Seibert | 06182 921010 65183 Wiesbaden PRAGER INTERIORS | David Prager | info@prager-interiors.de 65185 Wiesbaden NB-Wohnen GmbH Einrichtungshaus | www.nb-wohnen.de 65385 Schlangenbad Neumühle | Zauberkraft Wohnen | 06129 2478 65719 Hofheim Achim Heller | Raumaussattmermeister | info@heller-raumaussattung.de 66424 Homburg Das Wohnstudio | gardiner-doko@online.de 67346 Speyer Möbel- und Einrichtungshaus Günter D. | info@guenter.de 67657 Kaiserslautern Martin Hebach | Raumaussattung | info@hebach.de 68161 Mannheim hopfer Raumaussattung | Inh. Jens Hopfer | info@hopfer.de 68165 Mannheim Iowa Wohnwerk | 0621 408508 68199 Mannheim Bölinger + Stüber GmbH | www.boelinger-stueber.de 68161 Mannheim DÖRR planen + einrichten | info@doerr-lu.de 73525 Schwäbisch Gmünd Raumwerk | Erol Edelbauer | 07171 405202 76133 Karlsruhe Raumaussattung Blum OHG | blum-raum@web.de 77615 Bühl Josef Oberfoell GmbH | Raumaussattung | info@oberfoell.de 79539 Lörrach Lohmüller licht & wohnen OHG | info@lohmue-lichtundwohnen.de 80335 München KARSTADT Warenhaus GmbH | 089 5512136 84405 Dorfen Thalmeier-Einrichtungen GmbH 08081 93670 85435 Erding Thalmeier-Einrichtungen GmbH | 08122 959843-0 86551 Aichach Aichach Möbelvertriebs GmbH | K2 Wohnkonzepte | info@k2-erfurt.de 1010 W/Wien PHONIX-home | EXCLUSIVE INTERIEUR DESIGN | www.phoenix-home.de 1090 W/Wien Staltner & Furlinger | B. Hirsch-Stronstorff | www.staltner.at 2514 NÖ/Traiskirchen Gaster GmbH | Boden Textil Sonnenschutz | 02252 544113 3034 NÖ/Maria Anzbach Christina Öllinger | stoffkultur e.U. | 0664 8369148 4060 O/Wien Leonding Pernkopf Ges.m.b.H. | Stadlerhof | 0732 773118 4320 O/Perg Avart Art | Raumdsgn | 07262 52445 4522 O/Siering singer wohnen und mehr | wohnen@singer-gmbh.at 5020 SA/Salzburg Zinglbi GmbH | Wohnen mit Stil und Passion | 0662 824975 6068 T/Mils bei Innsbruck Home Interior M.H. GmbH | office@home-interior.at 6233 T/Kramsach Alois Haaser | Raumaussattung | www.haaser.at 6830 V/Rankweil Der Raumaussattter GmbH | M. Scherrer | www.m-scherrer.at 8280 S/Fürstfeld wohnanders heinrich kaufmann | www.wohnders.at



KAIA GERBER VERZÜCKT DIE MODEWELT – OBWOHL SIE HÜBSCH IST

Eigentlich bevorzugen Designer zur Zeit Models, die nicht so hübsch sind. Sie müssen markant aussehen, wie Mica Arganaraz (wilde Locken), Kiki Willems (karottenrote Strähnen) oder Ruth Bell (Kahlrasur). So gesehen wäre es jetzt nicht die Zeit für Kaia Gerber. Denn sie ist schlicht und einfach schön: volle Lippen, braune Augen, geschwungene Brauen, glänzende Haare, tolle Figur.

Kaia Gerber ist trotzdem da. Ihre erste Saison auf dem Laufsteg war ein Hit, nicht nur bei Versace (links), Moschino (Mitte) und Bottega Veneta (rechts). Diese

Sechzehnjährige berührt die Designer auf tiefere Art, als das mit gutem Aussehen überhaupt möglich ist. Sie hat nämlich die richtige *heritage*. Ihre Mutter ist Cindy Crawford, das Supermodel von einst; die Ähnlichkeit ist verblüffend. Es dürfte nur noch eine Frage der Zeit sein, bis sie auf das Jahreseinkommen ihrer Mutter aus den besten Zeiten kommt – 1995 lag es laut „Forbes“ bei 6,9 Millionen Dollar. Kaia Gerbers Siegeszug fällt auch in eine Zeit, da die am besten verdienenden Models aus bekannten Familien stammen: Gigi Hadid, Cara Delevingne, Kendall Jenner,

Dylan Penn. Die Fans in den sozialen Medien sind für die Promi-Kinder bares Geld. So lag Kendall Jenners Marktwert vergangenes Jahr bei zehn Millionen Dollar. Und so wie zu Kendall ein Clan im Hintergrund gehört, so hat Kaia oft ihre Mutter Cindy, ihren Vater, den Unternehmer Rande Gerber, sowie ihren Model-Bruder Presley dabei. Kaia und Presley, die schon Markenbotschafter von Omega sind, könnten das Konzept Model-Star auf ein neues Niveau bringen. Die Supermodels wird dieses Mädchen jedenfalls bald in den Schatten stellen. *(jwi.)*

DIESES FRANKFURT MUSSTE NICHT KÜNSTLICH HISTORISIERT WERDEN

Es ist ein hübscher Kontrast: Während draußen, zwischen Römer und Dom, Altsiedelhäuser wieder, neu oder ein bisschen so wie früher entstehen, zeigt das ebenfalls neue Historische Museum ein Modell der Stadt, die im Zweiten Weltkrieg und im Schneisen-schlagwahn der

Nachkriegszeit unterging. Es stammt von den Brüdern Hermann und Robert Treuner, zeigt die detailbesessenen reproduzierte Innenstadt im Zustand von 1927 und wurde über Jahrzehnte hin angefertigt: Mit kleinen, exakt zugeschnittenen Holzhäusern, deren Fassaden und Dächer

mit Papier in Originalfarben beklebt wurden, langsam wachsend und doch niemals ganz fertig geworden. Denn bis im Krieg die reale Altstadt unterging, war das Interesse an dem Modell so mäßig, dass die Brüder sehen mussten, wie sie ihren Lebensunterhalt verdienten. Was aber bis zur Zerstörung nicht dokumentiert worden war, konnte nachher auch nicht in derselben Art in das große Werk eingehen, das daher besonders im Westen der Altstadt leider viel zu früh endet. Zugleich wuchs die Einsicht, welche einzigartige Bedeutung das Modell für die Stadtgeschichte besitzt. Robert Treuner, gelernter Porzellanmaler, starb drei Jahre nach Kriegsende, sein Bruder Hermann, der an der Städelschen Schule Malerei studiert hatte, führte das Werk bis 1961 fort. Nirgendwo sonst findet man all das dokumentiert, was den Zeitgenossen oft unbequem war und uns heute offenbar so sehr fehlt, dass wir seinem Schatten in den historisierenden Neubauten nachjagen. *(spre.)*



Was für eine Feinarbeit! Die Brüder Hermann und Robert Treuner, hier im Jahr 1932 bei der Endfertigung des Doms, waren lange mit dem Altstadtmodell von Frankfurt beschäftigt. Ihre Liebe zum Detail war ein Glücksfall. Nach der Bombardierung von 1944 hatte man eine einzigartige Dokumentation des größten mittelalterlichen Stadtkerns in Deutschland. Auch im neu eröffneten Historischen Museum ist das Modell zu sehen.

FOTOS: AP, EPA, FLORIAN BONNING, HISTORISCHES MUSEUM, FRANKFURT/HORST ZIEGENFUSZ



MODELL: SHIVA - DESIGN: JEAN-PIERRE AUDEBERT - KONFIGURIEREN SIE AUF WWW.JORI.COM/DE/SHIVA





DIESES MANDALA HAT EINE POLITISCHE BOTSCHAFT

So ein Mandala ist beruhigend. Im Buddhismus und Hinduismus haben die geometrischen Schaubilder sogar magische Bedeutung. Aber irgendetwas scheint mit dem Mandala der Künstlerin Eva Maria Lopez nicht zu stimmen. Die stilisierten Blüten, die schematischen Zweige und die Quadrate passen nicht so recht in die schöne Welt der geistigen Entspannung. Und wirklich: Die Quadrate sind das Symbol des Chemiekonzerns BASF, der Kreis ist von Bayer, der Zweig von Monsanto, die Blätter von Vibrance und das Blatt von Syngenta. Eva Maria Lopez will damit den Hintergrund der schönen neuen Pflanzenzucht aufblättern. Ihre neue Serie „I never promised you a green garden“ lebt also vom Gegensatz des kontemplativen Motivs und des politisch stark umstrittenen Hintergrunds: Es geht hier eigentlich um den Einsatz von Glyphosat und gentechnischen Verfahren. „Ich wollte die wissenschaftliche Art, darüber zu reden, mit einer starken visuellen Botschaft ergänzen“, sagt Lopez, die in Karlsruhe und Paris lebt. Kein Wunder, dass sie auf diese Art der Darstellung kam. Sie interessiert sich nämlich für den barocken Gartengestalter André le Nôtre, der mit den Anlagen für das Schloss Versailles berühmt wurde. Die schönen Ornamente der *jardins à la française* bilden für sie einen krassen Gegensatz zu Herbiziden, die das Unkraut vernichten und nur noch „sauberes“ Grün zulassen. Und damit die politischen Mandalas Kreise ziehen, hat Eva Maria Lopez auch schon einen Vorschlag für ein 50 mal 50 Meter großes Landart-Projekt ausgearbeitet. Auf freiem Feld könnte sie die Ornamente so vergrößern, dass sie wirklich jedem auffallen, sogar aus der Luft. Wer so viel Land für Kunst hat, kann sich bei ihr melden. (kai.)

PRÊT-À-PARLER

„OHNE BILDUNG WÄRE MEINE WELT DUNKEL“

Herzlichen Glückwunsch zum „Alternativen Nobelpreis“, Frau Nigussie! Was bedeutet Ihnen diese Auszeichnung?
Vielen Dank! So etwas passiert im Leben nicht oft. Ich empfinde das als eine großartige Würdigung meiner Arbeit und meines Kampfes für Gleichberechtigung. Solche Momente bauen einen auf und verhelfen unserem Engagement für eine inklusive Gesellschaft zu einer noch größeren Aufmerksamkeit.

Sie sind in Ihrem fünften Lebensjahr erblindet. Wie kam es dazu?

Behinderungen sind gerade unter kleinen Kindern in Ländern wie Äthiopien weit verbreitet, einfach weil uns so viele Medikamente fehlen. Ich habe mein Augenlicht wahrscheinlich aufgrund einer Meningitis verloren, gegen die es einen wirksamen Impfstoff gegeben hätte. Ganz sicher weiß ich es nicht, weil ich erst drei Jahre nach der Erblindung einen Arzt besuchte.

Wie war es für Sie, mit einer Behinderung groß zu werden?

Als ich mein Augenlicht verlor, wurde ich in der äthiopischen Gesellschaft nicht mehr gebraucht. Mädchen werden mit acht, neun Jahren verheiratet. Von ihnen wird erwartet, dass sie kerngesund sind, um den Haushalt bewältigen zu können. Aus diesem Raster fiel ich heraus. Meine Mutter setzte sich dafür ein, dass ich zumindest Bildung erfuhr – statt einer Ehe, könnte man sagen.

Was für eine Schule haben Sie besucht?

Es gab nur zwei oder drei Schulen für Sehbehinderte in ganz Äthiopien. Meine Mutter schickte mich auf eine katholische Schule, die fast 300 Kilometer von meinem Heimatdorf entfernt war. Dort war ich ausschließlich von blinden Mitschülern umgeben und kam mit dem Rest der Gesellschaft kaum in Berührung. Nach sechs Jahren konnten sich meine Eltern die Schule nicht mehr leisten, und ich kam auf eine normale Schule. Das war in gewisser Weise meine Rückkehr in die Gesellschaft. Und die war hart.

Inwiefern?

Meine Mitschüler nahmen mich anfangs nur wahr als das Mädchen mit Beeinträchtigung. Ich musste beweisen, dass ich überhaupt Fähigkeiten hatte. Als ich mir sehr gute Noten erarbeitete, waren meine Mitschüler langsam imstande, ihre Vorurteile zu überwinden. Sobald man es schafft, etwas zu leisten, geraten die Schwächen in den Hintergrund.



Yenebersh Nigussie, hier mit ihrer Tochter, ist eine äthiopische Juristin und Menschenrechtlerin. Mit 24 Jahren gründete sie das Äthiopische Zentrum für Behinderung und Entwicklung mit. Als Selbstvertreterin für Menschen mit Behinderungen nahm sie 2016 und 2017 am High Level Political Forum der Vereinten Nationen in New York teil. Bei „Licht für die Welt“ verantwortet die Fünfunddreißigjährige seit 2016 den Bereich Inklusion und Rechte von Menschen mit Behinderungen.

Wann haben Sie begonnen, sich für die Rechte von Behinderten stark zu machen?

Ich habe mich an der Universität zunächst der Genderbewegung angeschlossen, weil ich den Eindruck hatte, dort viel lernen zu können. Der Kampf für Frauenrechte hat ja eine viel längere Tradition als der Kampf für Behindertenrechte. Im Kampf für Inklusion war die Genderbewegung in gewisser Weise immer mein Kompass. Trotzdem war es anstrengend, in beiden Bewegungen aktiv zu sein.

Warum?

Unter den Gender-Aktivistinnen herrschte die Auffassung, dass Frauen mit Behinderungen sich besser in der Behindertenbewegung engagieren. Dort war man wiederum der Meinung, ich solle lieber zu den Gender-Aktivistinnen gehen. Auch die Behindertenbewegung wurde eben größtenteils von Männern angeführt. Die patriarchalische Gesellschaftsstruktur kommt überall zum Ausdruck, selbst innerhalb von Minderheiten.

Sie haben geschildert, dass Sie als junges Mädchen wegen Ihrer Erblindung nicht verheiratet wurden. Würden Sie rückblickend sagen, dass das ein Segen war?

Ja. Ich nenne meine Erblindung meine Möglichkeit. Dieser Satz gilt zumindest in einer Gesellschaft wie Äthiopien, in der die Aufgabe der Frauen vor allem darin besteht, in der Küche zu stehen. Weil ich blind wurde, öffnete sich mir eine neue Tür. In meinem Heimatdorf sind alle meine Altersgenossinnen heute in höchstem Maße entrechtet.

Bei der Organisation „Licht für die Welt“ verantworten Sie die Bereiche Inklusion und Rechte von Behinderten. Was ist Ihre Botschaft?

„Licht der Welt“ setzte sich anfangs vor allem für den Schutz vor Erblindung ein. Diese Arbeit ist von enormer Bedeutung, auch wenn sie für mein Augenlicht leider zu spät kam. Wenn man Menschen ihr Augenlicht nicht zurückgeben kann, ist das hellste Licht, das wir schenken können, inklusive Bildung. Ohne Bildung wäre meine Welt dunkel geblieben. Trotzdem musste ich mich nach den sechs ersten Schuljahren erst mühsam in der Gesellschaft zurechtfinden. Wer von vornherein inklusive Bildung genießt, hat damit kein Problem. Sie ist der Schlüssel für eine gleichberechtigte Gesellschaft.

Die Fragen stellte Marlene Grunert.

Außergewöhnliche Momente erleben Sie in einer Umgebung, in der alles stimmt. Mit Materialien, die sind, wonach sie aussehen.



Erfahren Sie mehr über bulthaup und die Möglichkeiten einer Finanzierung unter bulthaup.com/faz



FRANK BUCHHOLZ MACHT OMELETT MAL EINFACH

„Mit der Omelettzubereitung ist es wie mit dem Sex: Zärtlichkeit zählt mehr als Technik.“ Der Satz stammt angeblich von Isabel Allende. Nun weiß aber jeder, der schon einmal an einem Frühstücksbuffet stand, dass auch ein wenig Technik einem guten Omelett nicht schadet – zumal es Hotelküchen ja gern einmal an Zärtlichkeit gegenüber ihrem Frühstücksangebot mangeln lassen.

Der Mainzer Koch Frank Buchholz kennt das Problem: „Wer öfter mal in Hotels ist, der weiß, wie schwer es ist, ein ordentliches Omelett zu bekommen.“ Dabei müsse man nur einige Tricks beachten, sagt Buchholz, der in der Videoserie „Einfach kochen“ auf FAZ.NET zeigt, wie man es macht. Was also, lieber Herr Buchholz, ist beim Omelett zu beachten?

Schon beim Aufschlagen der Eier gibt er den ersten Hinweis: „Damit das Gelb seine Farbe länger behält und schön intensiv wird, muss bei der Zubereitung zeitig Salz hinzugefügt werden.“ Also streut er schon jetzt eine reichliche Prise in die Schüssel, in der vier Eier ohne Schale schwimmen. Mit lockerem Schlag verrührt er sie, mahlt dann etwas Muskat und Pfeffer darüber, abschließend kommt ein Schluck Milch hinzu.

„Das ganze kann jetzt einen Moment stehen“, sagt Buchholz, schiebt die Schale beiseite und widmet sich den Pfifferlingen. Er wasche sie nicht, aber das könne man auch anders halten. Seine Methode fürs Pilzputzen: Er schabt mit einem spitzen Messer die Stiele ab und zerteilt die größeren Pilzköpfe. Größere Pilze hätten mehr Geschmack. „Allerdings sind die auch feuchter und halten sich nicht so lange.“ Den Pilzen folgt der Schnittlauch auf dem Schneidebrett. Er wird kleingehackt und in einer kleinen Schale neben dem Herd bereitgestellt.

Dann heizt der Koch die Pfanne vor. „Das Olivenöl nicht zu heiß werden lassen, sonst verliert es das natürliche Aroma.“ Mit beiden Händen gibt er Pfifferlinge in die Pfanne, die sogleich zu zischen beginnen. „Man muss darauf achten, nicht zu viele Pilze auf einmal hineinzutun. Die brauchen Platz, das Wasser muss verdampfen.“ Eine Prise Salz, Pfeffer und Muskat dazu, und dann brät er sie mit Schwung an, bis sie goldgelb glänzen.

„Nun muss die Temperatur herunter“, sagt Buchholz. Wenn man sofort das Ei hinzugebe, sei die Pfanne noch zu heiß, und das Ei werde trocken. Während die Pilze also auf dem Herd ein wenig abkühlen, hebt er die Hälfte des Schnittlauchs unter. Dann nimmt er die Eimasse, gibt noch einen Schluck Milch hinzu, rührt ein letztes Mal in der Schale um und gibt das ganze dann in die Pfanne zu den Pilzen. Dann braucht es doch ein wenig Zärtlichkeit: „Ganz vorsichtig von außen nach innen verrühren.“ Recht schnell wird das Eiweiß glasig und stockt. Und dann ist das Omelett auch schon fertig. *Maria Wiesner*

Die Videoserie mit Frank Buchholz unter www.faz.net/einfachkochen

PRÊT-À-PARLER



Zutaten: 4 Eier (Grundregel: 2 pro Person), 2 Bund Schnittlauch, ein Schluck Milch, 300 bis 400 Gramm frische Pfifferlinge, Salz, Pfeffer, Olivenöl, Muskat



Rezept: Eier aufschlagen, mit Salz, Muskat und Pfeffer würzen und mit einem Schluck Milch verrühren. Die Pfifferlinge putzen und den Schnittlauch kleinhacken. Pfanne mit Olivenöl vorheizen, und die Pilze anbraten, bis sie goldgelb sind. Auch hier noch einmal mit Salz, Pfeffer und Muskat würzen. Die Pfanne dann auf niedriger Hitze kurz abkühlen lassen. Die Hälfte des Schnittlauchs währenddessen unter die Pilze mischen. Dann die aufgeschlagenen Eier hinzugeben und von außen nach innen rühren, am besten mit einem Spatel. Wenn das Eiweiß glasig ist und stockt, ist das Omelett fertig. Mit dem restlichen Schnittlauch bestreuen und servieren.

FELIX NEUREUTHER BRINGT KINDER IN BEWEGUNG



Reif für die Piste: Skistar Felix Neureuther hat den Sommer nicht nur zur Vorbereitung auf den Olympia-Winter genutzt – sondern auch zur Arbeit an seinem Kinderbuch.

Der Winter ist Geschmacksache: Man liebt ihn, oder man hasst ihn. Einer, der im Winter erst richtig in Fahrt kommt, ist Felix Neureuther. Der 33 Jahre alte Garmischer ist einer der populärsten deutschen Wintersportler und einer der besten Slalomfahrer der Welt. In diesem Winter will der Skistar vor allem bei den Olympischen Spielen in Pyeongchang (Südkorea) die Kurve kriegen – und seine erste olympische Medaille gewinnen. Felix Neureuther ist aber auch einer, der weiß, dass Sport mehr ist als der Kampf um Sieg oder Niederlage. Er unterstützt eine Stiftung, die Kindern im digitalen Zeitalter Lust auf Bewegung macht, und einmal im Jahr lädt er die besten Nachwuchs-Skifahrer ein, mit ihm und den Ausbildern des Deutschen Skiverbands zwei Tage zu trainieren.

Auch der Erlös seines neuen Projekts kommt wieder der Bewegung zugute: Das Kinderbuch „Auf die Piste, fertig, los!“ dreht sich um den Spaß am Draußensein, am Radfahren, Fußballspielen und Klettern, an Schneeballschlachten, Schlittschuhlaufen und natürlich am Skifahren. Denn für Neureuther, so schreibt er im Vorwort, gibt es „kein schöneres Spielzeug als Schnee“. Es ist aber auch ein Buch über Freundschaften, und da dürfen Freunde natürlich nicht fehlen – wie der Fußball-Weltmeister Bastian Schweinsteiger, ein Kindheits-Kumpel

Neureuthers, wie die Biathletin Miriam Gössner, seine Lebensgefährtin, und der Österreicher Marcel Hirscher, der beste Skirennfahrer der vergangenen Jahre.

Sie alle zeigen die schönen Seiten des Winters, verkörpert vom Fuchs Ixi, vom Husky Basti, von der Schneehäsin Mimi und dem Hirsch Marcello. Zusammen fiebern die vier der Winterwald-Olympiade entgegen, nicht nur, weil es da was zu gewinnen gibt, sondern vor allem, weil der Wettstreit ein gemeinsames Abenteuer ist. „Es stecken schon einige Wahrheiten drin im Buch“, sagte Neureuther bei der Vorstellung des Bands im September, „einiges von dem, wie ich ticke. Es geht darum, dass Gewinnen nicht immer das Wichtigste ist, es geht um Werte wie Fairness und Respekt vor den Mitmenschen.“ Und natürlich um die pure Freude, auf zugefrorenen Seen und im verschneiten Wald ungebremst herumzutoben.

Tatsächlich machen die Illustrationen märchenhafter Winterlandschaften von Sabine Straub schnell Lust auf Pulverschnee und Schlittschuhfahren, knubbeldicke Schneeflocken und frostig-klaare Sonnentage. Fehlt zum großen Glück nur noch eines: der Winter. *(nle.)*

Felix Neureuther und Sabine Straub: Auf die Piste – fertig – los! Kerle im Verlag Herder. 32 Seiten, 15 Euro. Empfohlenes Alter: drei bis sechs Jahre.

FOTOS: JOHANNES KREUZER (2), IMAGO

Machen Sie es persönlich.



Belice setzt Ihre kreativen Kräfte frei.

Entdecken Sie die unbegrenzten Möglichkeiten des Programms, von Elementen bis zu Armlehnen, Gestellen und Accessoires. Beginnen Sie mit diesem Entwurf von Beck Design und erschaffen Sie Ihre eigene Atmosphäre und Ihren idealen Komfort. Mit Belice gestalten Sie Ihre Inneneinrichtung persönlich denn je.

Entdecken Sie alle Möglichkeiten von Belice bei Ihrem Leolux-Partner in Ihrer Nähe oder besuchen Sie das Leolux-Designcenter in 47800 Krefeld, Elbestraße 39. Oder stellen Sie sich mit dem Leolux Creator auf www.leolux.de Ihren eigenen Entwurf zusammen. Hier können Sie auch das Leolux-Jahrbuch anfordern.

leolux
Just imagine

AACHEN-EILEND Krüttgen - ASPERG Einrichtung Knapp - BAMBERG Ducke Inneneinrichtung e.K. - BERGISCH GLADBACH Patt Einrichtungen GmbH - BERLIN Kuhlmeier, Oliver GmbH - BERLIN Kusian Einrichtungshaus GmbH - BERLIN Lakeside Interiors GmbH - BONN HBR Hesbo - BONN Mambo GK-Möbel-Handels-GmbH - BRAUNSCHWEIG Wohndesign A + R GmbH - BRAUNSCHWEIG Möbel Homann - BRUCKMÜHL Ergonovo City GmbH - CHEMNITZ Möbelgalerie Tuffner - DATTELN Meyer Möbel GmbH - DREIEICH Dietrich Möbel GmbH - DRESDEN ProSitzzen-Studio KS Handel und - ESSLINGEN Profi Einrichtungen - FRICKENHAUSEN single möbelforum GmbH - FRIEDBERG Segmüller GmbH & Co. KG - GARBSEN Hesse Möbel GmbH - GEORGMARIENHÜTTE Dransmann B. Jun. GmbH - GERA Polstermöbel Outlet - GÖTTINGEN Einrichtungshaus Möbel Günther - GROSS GERAU Möbel Heidenreich GmbH - HALTERN Möbel und Handwerk Dräger GmbH & Co. KG - HAMBURG Hühner - HAMBURG BERGEDORF Markt Einrichtungen - HEIDE Raumkonzepte R. Zecher - HEMMINGEN WESTERFELD Böhm Möbel GmbH - HERKHHEIM Einrichtungshaus Weber GmbH & Co. KG - HOYSBALE Sitta Einrichtungshaus - ILLINGEN Möbel Dörrenbacher - KLSFELD Jäger-Einrichtungen GmbH - KAARST Hügen Raum und Design GmbH - KASSEL Wohnfabrik Möbelvertriebs GmbH - KIEL Dela Möbel GmbH & CO. KG - KLEVE Rexing Einrichtungshaus - KÖLN Pfannes & Vitrnich GmbH - KÖLN Pfannes & Vitrnich GmbH - KÖLN-MARSFELD Trösser GmbH & Co. KG - KONSTANZ Einrichtungshaus Fretz - KORNVESTHEIM Die Einrichtung Kleemann KG - KREFELD Design International by Sascha Haag - KREFELD-HÜLS Raumaussstattung Feldmann - KUNZELSAU-GAISBACH Schmezer GmbH Einrichtungshaus - LANGENFELD W & A Wohnen - LANGERWEHE Möbel Hertel GmbH & Co. KG - LASTRUP Kästner GmbH - LAUCHRINGEN Möbel Dick GmbH - LÜBECK Inform - Einrichtungen - MAULBURG Einrichten Schwelger - MÖNCHENGLADBACH Tellmann Einrichten & Gestalten - MÖNCHENGLADBACH-WICKRATH Frank Zimmermanns kreatives Wohnen - MÜLHEIM AN DER RUHR Partenheim GmbH - MÜNSTER Elvir Gavlik Wohnen & Schlafen - NEUWIED Die Wohnfabrik - NÜRNBERG Eichhorn Wohnen - PARSFELD Segmüller GmbH & Co. KG - PFÖRZHEIM Dieter Horn, Intern. Wohnbedarf - POTSDAM Designetagen GmbH - PULHEIM Einrichtungshaus Segmüller - RIEBERG Knaup individuelles Wohnen - SINDLINGEN Holmeister Siedelungen - SÖLLINGEN Demby-Wohnen - SPEYER richard J. maurer wohnesign - STADTHAGEN Göbel "the living company" - STOCKACH Möbel Stumpff - SÜNDERHAUSEN der Wohnkultur - SYKE Wagner Wohnen GmbH - TONINGVORST Möbel Klaus GmbH - TRIER Möbel Schmitz GmbH - VIERSEN Möbel Klunkhamels - WEIDEN Kaspar Einrichtung GmbH & Co. KG - WEITERSTADT Segmüller GmbH & Co. KG - WETZLAR Möbel Schmidt Natürlich Wohnen - Wiesbaden-Sonnenberg Möbelhaus Vogel - WIESLOCH Weckesser Wohnen GmbH - WORMS Westfallia Möbel Pecek GmbH

„MEIN JOB SIND FILME, NICHT BOTSCHAFTEN“

Herr Penn, Ihr neuer Film „The Last Face“ erscheint in Deutschland nur auf DVD. Schon zur Weltpremiere in Cannes waren die Kritiken ziemlich mies. Wie sehr beschäftigt Sie ein solcher Misserfolg? Schlechte Kritiken sind für mich nur in der Hinsicht ein Thema, dass sie natürlich eine Auswirkung darauf haben, ob mein Film gesehen wird oder nicht. Nach den harschen Reaktionen in Cannes hatte „The Last Face“ eigentlich schon keine Chance mehr, zu einem Erfolg an der Kinokasse zu werden. Aber als Filmemacher fasst mich das nicht an. Ich bin stolz auf den Film, aus ihm spricht meine Sprache als Künstler. Wenn die von anderen nicht mehr verstanden wird, kann ich das leider nicht ändern.

Sie stecken das so rational weg?

Ich lese nie genau, was über mich und meine Arbeit geschrieben wird. Und ich bitte auch alle anderen immer, mir das nicht zu erzählen. Im Laufe meiner Karriere habe ich schon viel einstecken müssen, und genauso habe ich das Glück, schon einige Male auf erfreuliche Weise gefeiert worden zu sein. Wenn Letzteres der Fall ist, lasse ich mich gerne von der Begeisterung anstecken.

Und wenn nicht?

Dann fällt es mir auch nicht schwer, den Rückspiegel abzureißen und nur nach vorne zu gucken. Solange ich, wie in diesem Fall, selbst mit meiner Arbeit zufrieden bin, muss man sich um mich keine Sorgen machen. Oder anders ausgedrückt: Wenn zu meiner Party keine Gäste kommen, verdrücke ich die Hors d'oeuvre eben alleine – und genehmige mir danach eine Zigarette. Sicherlich macht man sich bei einem Misserfolg Gedanken über all die Menschen, die Zeit und Geld in den Film investiert haben. Doch auch denen ist ja nicht geholfen, wenn ich mich in Selbstmitleid ergehe.

Es ist Ihr fünfter Film als Regisseur. Was muss eine Geschichte mitbringen, damit Sie sie auf die Leinwand bringen wollen? Ich suche immer nach etwas, von dem ich mir sicher sein kann, dass ich mich über einen längeren Zeitraum dafür begeistern werde. Denn mit so einem Film ist man ja ein paar Jahre beschäftigt. In dem Material, das es zu verfilmen gilt, muss ich die Themen wiederfinden, die mich im Alltag bewegen. Die Sorgen, die ich mir mache, die Dinge, die mich berühren – wenn ich die in einer Geschichte wiederfinde, fühlt sich die Sache richtig an.



Sie fand es gut: Dylan Penn feiert ihren Vater nach der Vorführung des Films in Cannes im vergangenen Jahr.

Ist das als Schauspieler genauso?

Im Idealfall. Kommt aber sehr selten vor, denn das sind ja nicht meine Geschichten, sondern die von anderen Filmemachern. Anders wäre es, wenn ich mir als Regisseur eine Geschichte vornehme, in der ich selbst die Hauptrolle spielen würde. Das hat mich aber noch nie interessiert.

Warum nicht?

Weil für mich beim Filmemachen die Zusammenarbeit das Schönste ist. Ich liebe es, von morgens bis abends von enthusiastischen Mitarbeitern umgeben zu sein. Noch besser, wenn einige davon Freunde sind. Die Erfahrung des Schaffensprozesses zu teilen ist großartig. Vieles davon könnte ich natürlich auch alleine machen. Aber das wäre auf jeden Fall weniger angenehm.



In „The Last Face“ arbeitet Sean Penn mit Charlize Theron zusammen. Das Drama wurde von der Kritik verrissen. Macht das dem Regisseur etwas aus? Oder ist der Siebenundfünfzigjährige längst über solche Fragen erhaben?

Ihre Mistreiter waren in diesem Fall Javier Bardem und Charlize Theron. Wie kam die Besetzung zustande?

Javier sollte die männliche Hauptrolle schon 2007 spielen, als die Drehbuchautorin Erin Dignam die Geschichte noch selbst verfilmen wollte. Ich hatte ihr Skript gelesen und dachte, Javier sei die Idealbesetzung, also machte ich die beiden miteinander bekannt. Doch letztlich kam das Projekt nie zustande. Als wir viele Jahre später gemeinsam den Film „The Gunman“ drehten, erzählte er mir, dass ihm diese Geschichte nicht aus dem Kopf gehe. Und ich wusste, an wen Erin die Rechte für das Drehbuch verkauft hatte.

Sie selbst hatten in all den Jahren nie daran gedacht, sich der Geschichte anzunehmen?

Eigentlich nicht. Doch irgendwann war es dann Javier, der mir das Drehbuch wieder in die Hand drückte, weil sie sich schwer taten, einen interessierten Regisseur zu finden. Mir fiel dann schnell wieder ein, was mich an der Geschichte schon Jahre vorher begeistert hatte. Außerdem verspricht jeder Film, der Javier Bardem als Hauptdarsteller aufweisen kann, ein guter zu werden. Ich war damals mit Charlize Theron liiert, weshalb ich sie beim Lesen des Drehbuchs die ganze Zeit vor Augen hatte. Sie und er – das passte für mich. Also fasste ich irgendwann den Entschluss, „The Last Face“ zu meinem Film zu machen.

Es war also gar nicht Ihre jahrelange Erfahrung als Unterstützer von Wohltätigkeitsorganisationen und humanitären Projekten, durch die Sie sich für die Geschichte interessierten? Immerhin spielt Theron eine Aktivistin und Bardem ein Mitglied von Ärzten ohne Grenzen.



Über diesen Zusammenhang habe ich gar nicht nachgedacht. So wie ein Regisseur, der gerne reitet, ungesehen jeden Pferdefilm dreht. Zunächst einmal geht es immer darum, ob man mit dem konkreten Drehbuch etwas anfangen kann. Aber natürlich ist es nicht hinderlich, wenn man mit den Themen vertraut ist.

Ging es Ihnen trotzdem auch darum, eine Botschaft zu vermitteln?

Das war nicht mein erklärtes Ziel, und ich wüsste auch gar nicht, wie man es am besten angeht, wenn man den Zuschauern etwas mit auf den Weg geben will. Allerdings kann ich nicht leugnen, dass es irgendwo den Gedanken gab, dass es schön wäre, die Leute würden vielleicht etwas mitnehmen aus diesem Film. Denn ich war als Schauspieler schon ein paar Mal an Projekten beteiligt, die wirklich einen Beitrag zu einer gesellschaftlichen Diskussion geleistet haben. Ich bin allerdings nicht sicher, dass man das als Regisseur wirklich planen kann. Denn unser Job sind Filme, nicht Botschaften.

Sie haben teilweise in Kriegsregionen im Süd-Sudan gedreht. Ja, in einem Flüchtlingslager. Allerdings nur ich und mein Kameramann. Nicht die Schauspieler. Mit denen habe ich in anderen Regionen gedreht, in Liberia und Südafrika. Ich habe niemanden in Gefahr gebracht.

Trotzdem erweckt der Film den Eindruck, als könnten die Drebarbeiten strapaziös gewesen sein.

Das waren sie auch. Das war das erste Mal, dass ich Szenen drehte, in denen sich 5000 Menschen gleichzeitig am Set aufhielten, unter ihnen kleine Kinder und Alte. Das Ganze dann auch noch in großer Hitze. Wir mussten immer für Wasser und Schatten sorgen, aber trotzdem unseren Film drehen. Dass ich am Ende tatsächlich alles so hinbekam, wie ich es im Sinn hatte, war vor allem Glück. Aber ich habe keine Lust, noch einmal einen Film unter solchen Bedingungen zu drehen.

Nochmal: Finden Sie es richtig, eine humanitäre Katastrophe mit einer romantischen Beziehung gleichzusetzen?

Das ist eine Metapher. Und ich finde sie nicht verkehrt. Ob in der Liebe oder im Krieg oder anderen Konflikten: Sobald es keine Empathie mehr gibt, sondern nur noch abgeklärte Distanziertheit und eine Unfähigkeit zu Kompromissen, droht die Katastrophe.

Die Fragen stellte Patrick Heidmann.
Mitarbeit: Thomas Abelshäuser



MELL LOUNGE
BY JEHS + LAUB

COR.DE

PRÊT-À-PARLER

SO BAUT MAN DEN HIMMEL AUF ERDEN

Torsten Braun ist der Mann hinter dem Künstler James Turrell. Unterwegs mit dem Lichtplaner aus Limburg.

*Von Ina Lockhart
Fotos Frank Röth*

Torsten Braun ist überall. Er steht in der Nähe von Innsbruck im Bergseltunnel. Er fährt ins thüringische Walldorf zum Ortstermin für den Wiederaufbau der dortigen Kirchenburg. Er arbeitet im staubigen Neubau der Kunsthalle Mannheim. Wofür das alles? Natürlich fürs Licht. In Österreich schickt Torsten Braun zwei Wochen lang 48 Testpersonen im Auto in den Tunnel. Morgens und abends. Sie sind verkabelt und mit einer besonderen Brille ausgestattet, damit Herzrate, Hautwiderstand und Augenbewegungen gemessen werden können. Im Auftrag des Autobahnbetreibers testet der Lichtplaner, welche Art von verkehrssicherer Tunnelbeleuchtung Autofahrer noch als stressarm empfinden. Schauen die Probanden direkt ins Licht? Oder doch eher auf das Auto vor ihnen? Oder – noch besser – auf die Fahrbahn?

Und wie stark strengt sie der Übergang von einer Gegenstrahlbeleuchtung bei der Einfahrt in den Tunnel zu einer Mitstrahlbeleuchtung an, die bei der Durchfahrt den Autos hinterherleuchtet? Die Gegenstrahlbeleuchtung sorgt dafür, dass das menschliche Auge besser Gegenstände auf der Fahrbahn erkennt. „Das abschließende Ergebnis wird noch ein bis zwei Jahre auf sich warten lassen“, sagt der Lichtplaner. „Erst dann werden die 600 Stunden an Messreihen mit fünf Gigabyte an Daten pro Versuchsperson vollständig ausgewertet sein.“

In Walldorf berät Braun den Pfarrer Heinrich Freiherr von Berlepsch bei der Innenbeleuchtung der Kirche, die auf einem Berg über dem Ortskern thront, umgeben von Befestigungsmauern. Am 3. April 2012 ist sie abgebrannt, Pfingsten 2018 soll sie der Gemeinde wieder zur Verfügung



In diesen Fenstern spiegelt sich die Welt: Den Blick auf Frankfurt taucht in der „Wet Bar“ in der obersten Etage der DZ Bank die Installation von James Turrell in lila Licht.



stehen. Braun findet eine Deckenleuchte, die in ihrer organischen Form den Vorstellungen des Pfarrers entspricht. Und er regt an, die Glasfenster, die der Künstler Julian Plodek mit unterschiedlichen Bildmotiven gestaltet hat, von innen zu beleuchten.

In Mannheim ist Braun der verlängerte Arm des Lichtkünstlers James Turrell. Dort entsteht im Athene-Trakt, der das alte Jugendstilgebäude der Kunsthalle mit dem Neubau verbindet, der Raum für ein Werk Turrells aus der Serie „Tall Glasses“: eine Wandöffnung, auf der präzise platzierte Leuchtdioden (LEDs) für den Betrachter über längere Zeit eine neue Wahrnehmungswelt erschaffen. Diese LEDs bleiben unsichtbar. „Light kills light“, wie Turrell zu sagen pflegt. Die Lichtquelle darf nie zu sehen sein. Der 74 Jahre alte Amerikaner schafft faszinierende Illusionsräume, indem er das Licht zum Objekt der Betrachtung macht und so unsere Lichtwahrnehmung in Frage stellt. Denn meist nehmen wir Licht nur indirekt wahr – durch ein Objekt, das beleuchtet wird.

Die lichtdurchlässige Projektionsmembran der Wandöffnung misst 42 Quadratmeter. Ein Novum für Braun, obwohl er bestimmt schon 60 Projekte für Turrell verwirklicht hat: „In so einer Größe haben wir das noch nie gemacht.“ Ungewöhnlich ist es auch deshalb, weil das Lichtkunstwerk in einem Neubau entsteht. Mitten in Dreck und Lärm arbeitet Markus Streitler, der sonst auf Messen oder in Gebäuden Lichtdecken und Illusionsräume baut, um die kompliziert gerundeten Projektionswände zu schaffen. Alles ist auf den Millimeter berechnet. Lichtkunst entsteht nur aus perfektem Handwerk.

Wenn sie fertig sind, werden Besucher auf zwei Ebenen einen geheimnisvollen Lichtraum erleben, der allein durch die in den Wandöffnungen erscheinenden Lichtabfolgen und die gerundeten Wände geschaffen wird. Der Mittelgang, die leicht geneigte Brücke im zweiten Stock und die Wände werden schwarz sein, um störende Streustrahlung zu vermeiden. Nur die Projektionsfläche bleibt weiß. Die Wände rechts und links muten wie die Innenansicht einer überdimensionierten Eierschale an.

„Vor zehn Jahren wäre so etwas handwerklich nicht möglich gewesen“, sagt Braun und zieht die Pläne aus dem silbernen Aktenkoffer, den er immer dabei hat. Alles in dem Raum ist gerundet. Turrell schafft ein Ganzfeld, also

Torsten Braun baut den James-Turrell-Raum in der Mannheimer Kunsthalle auf. Das Kirchenfenster in Thüringen hat er ins rechte Licht gesetzt.

SO BAUT MAN DEN HIMMEL AUF ERDEN



ein konturloses, homogenes Sehfeld. Nur am Ein- und Ausgang zu dem Athene-Trakt gibt es Ecken, um dem Auge des Besuchers einen Orientierungspunkt zu bieten. „An runden Formen macht sich das Auge nicht fest“, sagt Braun. Kurator Sebastian Baden vergleicht das mit dem Whiteout-Effekt, den man vom Skifahren bei Neuschnee oder im Nebel kennt. Der Übergang zwischen Horizont und Piste wird plötzlich fließend.

Der Ganzfeld-Effekt wurde in der Wahrnehmungspsychologie schon in den dreißiger Jahren entdeckt. Durch systematischen Reizentzug schafft ein Ganzfeld einen monotonen Dauerreiz, den unsere Wahrnehmung aufgrund fehlender Kontraste und Unterschiede aber schnell ausblendet. Das Nervensystem eines Menschen, der einem Ganzfeld ausgesetzt ist, sucht bald automatisch nach Reizen. Das Gehirn beginnt, sich mit sich selbst zu beschäftigen. Schwache Stimuli, die in einer normalen Situation untergehen, werden plötzlich wahrgenommen.

Für Kunsthallendirektorin Ulrike Lorenz sind Braun und Streitler Teil eines Teams, das wie ein Orchester zusammenspielt. Eigentlich. Heute ist von der Harmonie nicht allzu viel zu spüren. Streitler, der mit seiner Firma im österreichischen Vorarlberg sitzt, ist grummelig. Er kann nicht weitermachen, wie es der Zeitplan vorsieht. Die Kabelvorarbeiten in der Decke sind nicht erledigt, wichtige Abstände und Abmessungen für die Deckenstrahler noch nicht final geklärt. Braun, der mit Streitler seit 2001 zusammenarbeitet, bleibt ruhig und greift zum Telefon. Der Lichtplaner als Troubleshooter: Er weiß, wie er die, mit denen er zusammenarbeitet, ansprechen muss, damit das Projekt Stück für Stück vorankommt.

Interessenkonflikte muss man einfach in anderem Licht sehen. So passt Torsten Braun die Lichtplanung ganz unpräzise an. In Mannheim erfährt er irgendwann, dass das Brandschutzkonzept eine Dauerbeleuchtung in Turrells Lichtraum vorsieht, denn alltägliche Arbeiten wie der Transport von Kunstwerken oder die Evakuierung des Gebäudes im Brandfall müssen möglich sein. Das aber wäre das Ende für die Installation.

Gemeinsam mit dem LED-Lieferanten, mit dem Braun seit Jahren zusammenarbeitet, findet er eine Lösung: Sie machen das Kunstwerk zeitweise zur Beleuchtung. „Für den Fall wird der Turrell auf weiß geschaltet“, sagt

Braun. Und Lorenz ergänzt: „Dann wird Turrell zur Lampe. Sind unsere Mitarbeiter mit den Alltagsarbeiten fertig, schalten wir wieder auf Kunst.“ Dazu hat Braun jedoch noch eine kleine Anmerkung: „Zur Leuchte, so heißt es, nicht: zur Lampe.“ Troubleshooter ist Braun auch, als Lorenz ihn 2012 kurz vor knapp engagiert. Während der laufenden Sanierung des 1907 errichteten Jugendstilbaus wird plötzlich offensichtlich, dass eine Tageslichtplanung fehlt. „Ich habe ihn dann einfach angerufen, obwohl mir bis zu dem Zeitpunkt gar nicht klar war, dass er sein Geld als Lichtplaner verdient“, sagt Lorenz. „Ich hatte ihn als jemanden kennengelernt, der Projekte von Künstlern umsetzt.“ Nicht umsonst beschreibt sich Braun in seiner lockeren Bürogemeinschaft mit zwei beruflichen Weggefährten, mit denen er seit Anfang der neunziger Jahre zusammenarbeitet, als denjenigen, der „mit Künstlern und Architekten gut kann, also mit den Kunden mit mehr Phantasie“.

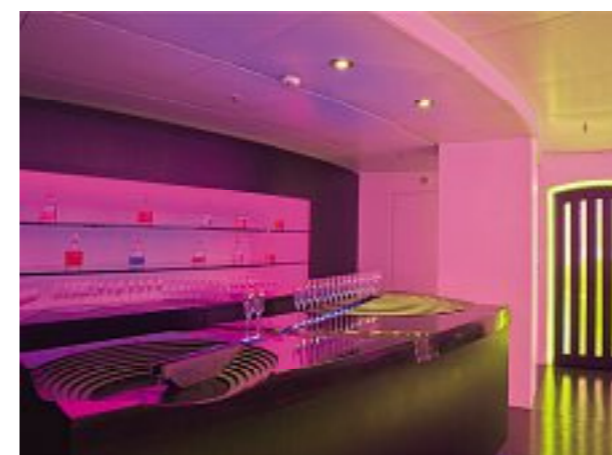
Der Lichtplaner liefert, der Zeitplan wird eingehalten, im Oktober 2013 eröffnet der Bau im neuen Glanz. Braun habe genau beraten und einen machbaren Preis genannt, erinnert sich die Direktorin. Er meistert die Aufhängung des komplexen Lichtobjekts, das der isländisch-dänische Künstler Olafur Eliasson für die Kuppelgangshalle geschaffen hat. Braun erinnert sich an eine „dramatische Hängeaktion“ des Multiples aus Starbrick-Leuchten, die Eliasson mit dem Leuchtenhersteller Zumtobel kreiert hatte. Seine Freude an der damaligen Herausforderung ist für einen kurzen Moment wieder zu spüren.

Wie beeinflusst Licht unsere Wahrnehmung, sogar unser Handeln? Das interessiert den Lichtplaner. Daher verfolgt er Projekte wie das in der Kunsthalle Mannheim so leidenschaftlich, obwohl solche Aufträge mehr Ehre als Geld einbringen. Besonders Turrell begeistert ihn. Einiges verbinde Braun mit dem Künstler, sagt Kunsthallendirektorin Lorenz: Beide seien Perfektionisten. „Wir haben beide dieselbe Ausbildung und Wahrnehmungspsychologie studiert“, sagt Braun selbst, um gleich hinzuzufügen: „Ich bin kein Künstler.“ Das ist ihm ganz wichtig. Er sieht sich als Dienstleister, nicht als Gestalter. „Ich bin für Turrell auch kein Gesprächspartner auf Augenhöhe, was die Inhalte seiner Kunst angeht. Wir versuchen nur das, was er umsetzen will, zu realisieren“, sagt Braun, der einen ausgeprägten Sehsinn hat – und in seiner Phantasie das Licht von Objekten abziehen oder hinzufügen kann.

Zum ersten Mal begegnete er Turrell 1999. In London ging es damals um die Verwirklichung eines Lichtkunstwerks im Bertelsmann-Pavillon auf der Expo 2000 in Hannover. Seitdem arbeitet Braun für Turrell, ohne dafür von ihm bezahlt zu werden. „You have to work on my behalf“ – „Sie arbeiten in meinem Auftrag“ – steht auf dem Fax, das Braun vor fast 18 Jahren von dem Künstler bekam. Das ist alles, einen Vertrag gibt es nicht. Die Aufträge bekommt er von den anderen: von den Museen oder den jeweiligen Bauherren. Braun empfiehlt sich über die Kunstwerke, die er bereits für Turrell betreut hat.

Mit dem Arrangement kommt er gut zurecht, denn seine Bezahlung sichern dann nicht Künstler. Gleichzeitig kann er für einen der größten Lichtkünstler arbeiten. „Turrell ist für mich ein Katalysator“, sagt er. So lernt er neue Wahrnehmungswelten kennen und kann mit der neuesten Lichttechnik Grenzen austesten.

Zum Beispiel in Mannheim, wo Turrell kurz vor der für Dezember geplanten Eröffnung des Neubaus erwartet wird, um die Programmierung des Lichts für sein bislang noch namenloses Werk zu betreuen und abzunehmen. „Mit der Steuerungstechnik, die hinter jeder einzelnen



An der von James Turrell gestalteten „Wet Bar“ in der Zentrale der DZ-Bank in Frankfurt gibt es zu trinken und zu gucken. In die Theke ist ein Modell des „Roden Crater“ eingelassen, des erloschenen Vulkans in Arizona, in den Turrell seine einzigartige Wahrnehmungskunstwelt geätzt hat.

LED steckt, geben wir ihm alle künstlerischen Gestaltungsmöglichkeiten“, sagt Braun. „Für seine Kunstwerke verwenden wir immer die beste Lichtqualität, die es zur Zeit auf dem Markt gibt.“

Braun ist schon durch die Welt gereist, um an Ort und Stelle zu sein, wenn ein neuer Turrell installiert oder ein bestehender verändert wird. Beispielsweise um ein Werk auf den neuen Stand der Technik zu bringen. „Zum Glück sieht es der Künstler genauso, dass die Technik nicht Teil des Kunstwerks ist“, sagt Braun erleichtert. Turrell, der mit der Neontechnik groß geworden ist, hatte keine Einwände, als die DZ Bank 2015 seine mehrteilige Lichtinstallation „Crater Dusk“ von 1998 im 50. Stock des Kronenhochhauses in der Nähe des Frankfurter Hauptbahnhofs modernisieren wollte.

Zur Beleuchtung der Fensterlaibung wird die bestehende Neonbeleuchtung mit LED-Technologie ersetzt. Erstmals reflektiert das Glas der Panoramafenster nicht mehr das Licht – ein Nebeneffekt der damaligen Neontechnik, mit dem Turrell nie richtig glücklich war. In den Türrahmen und den beiden anderen Teilen der Installation, der „Wet Bar“ und der „Back Bar“, wird die Neonbeleuchtung hingegen belassen. Der von Turrell gestaltete Raum wird in der Bank im täglichen Betrieb genutzt und ist ständig für Veranstaltungen ausgebucht.

Trotz der langen Zusammenarbeit hat Braun den Künstler nur wenige Male getroffen. Doch wenn sie zusammenkommen, wird es intensiv. So wie im November 2014, als Braun mit Kunsthallendirektorin Lorenz, dem zuständigen Architekten und dem beteiligten Mäzen Turrell in seiner New Yorker Arbeitswohnung aufsuchte, um ihm die Architektupläne und das grobe Modell für den geplanten Lichtraum zu zeigen. Respekt hatten sie wohl alle, denn mit seinem weißen Haarschopf und dem Vollbart wirkt der Künstler wie Gottvater persönlich.

Braun war sich unsicher, ob Turrell den Stift in die Hand nimmt, wenn so viele um den Tisch herumsitzen. Aber noch während der Architekt sprach, fing Turrell an, zeichnend nachzudenken. Am nächsten Tag bat er Braun und Lorenz zu einem spontanen Treffen. Das Projekt ließ ihm keine Ruhe. Er wollte es genauer hören, noch ein bisschen darüber reden, dann war er dabei.

Brauns Begeisterung für die Sache wird geholfen haben. Lorenz schätzt ihn als jemanden, der unkompliziert ist, mit dem man gerne zusammenarbeitet. „Ihm merkt man an, dass er ein Seiteneinsteiger ist. Obwohl er für die technische Umsetzung verantwortlich ist, wirkt er anders und agiert anders.“ Braun ist kein Ingenieur. Vieles, was ihn heute auszeichnet, hat er sich selbst angeeignet.

Noch heute nutzt er Bahnfahrten, um sich Fachbücher vorzunehmen. Gerne aus der büroeigenen Bibliothek, die er systematisch ausbaut: „Ich habe meine Wunschliste von Büchern, nach denen ich regelmäßig im Internet suche. Selbst wenn es 400 Euro kostet, kaufe ich es.“ Sein Kleinod: das „Handbuch für Beleuchtung“, das er 1985 für 48 Mark kaufte und mit allen Erweiterungsausgaben vervollständigte. „Heute ist das unbezahlbar.“

Der Wert seiner 25 Regalmeter an Büchern und 40 Regalmeter an Katalogen, die er als kreativen Ansporn in den Raum seiner Zeichnerinnen gestellt hat, ist schier unermesslich. Doch Braun kommt es auf den Inhalt an. Er zahlt eigens eine Mitarbeiterin dafür, die Sammlung bibliographisch à jour zu halten und darüber zu wachen, dass keines dieser Werke das Büro verlässt. „Benutzen und kopieren gerne – ausleihen aber nicht.“

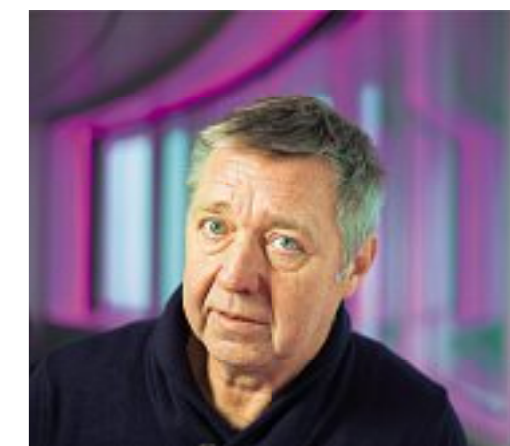
Nächstes Jahr wird er 60 Jahre alt. „In zwei bis drei Jahren möchte ich das Ruder umlegen und mich auf die Dinge konzentrieren, die ich gut kann und gerne mache.“ Mehr schreiben und forschen will er. An der Technischen Universität Darmstadt hat er im Fachbereich Entwerfen und Gebäudetechnologie einen Lehrauftrag.

Und seine Tochter, die sich schon als Zehnjährige ganz selbstverständlich ihren eigenen Arbeitsplatz im väterlichen Büro eingerichtet hat und nun mit ihm im Bergiselntunnel stand? Wäre sie nicht eine gute Nachfolgerin? „Sie sagt erst einmal Nein, sie will etwas Eigenes machen“, antwortet Braun. Gerade baut sie einen Ableger des Limburger Büros in Rostock auf. Im Tunnel hatte Swantje Braun bereits die Chefrolle eingenommen und nahm die Testreihen vor. Ihr Vater hielt die Testpersonen bei Laune – und griff gelegentlich zum Telefon, wenn mal wieder etwas nicht so lief, wie es laufen sollte. ◀

Torsten Braun im Interview: www.faz.net/lichtplaner



James Turrell wurde 1943 in Los Angeles als Sohn einer Quäkerfamilie geboren. Zunächst studierte er Psychologie und Mathematik, später dann noch Kunst. Der begeisterte Hobbypilot lebt und arbeitet an verschiedenen Orten in Amerika. Sein Atelier, sein Arbeitsmaterial und seine Leinwand sind der Himmel, wie er selbst sagt. Die frühen Lichtarbeiten entstanden in seinem ersten Atelier – dem ehemaligen Mendota-Hotel in Kalifornien. In vollständig abgedunkelten Räumen untersucht Turrell mit seinen „Projection Pieces“ systematisch das Zusammenspiel von künstlichem und natürlichem Licht. Auf einem seiner Flüge entdeckte er 1974 in der Wüste von Arizona den Krater eines erloschenen Vulkans. „Roden Crater“ ist zu seinem Lebenswerk geworden, zu einem gigantischen „Skyspace“. Tunnel, Plattformen und gezielt platzierte Öffnungen im Vulkankegel machen den Himmel, das Licht, die Sonne und die Sterne in einzigartiger Weise erfahrbar. Turrells Skizzen haben eine hohe Wiedererkennungswert. Gerne arbeitet er mit rotem Filzstift. Korrekturen führt er mit flüssigem Tipp-Ex aus.



Torsten Braun verschlug es zum Psychologiestudium nach Trier – schuld daran war die zentrale Studienplatzvergabe. Sein Fokus lag unter anderem auf Wahrnehmungspsychologie. Schon in seiner Diplomarbeit beschäftigte sich der gebürtige Bremer mit dem Thema Licht. Seine erste Stelle bekam Braun 1988 als Projektleiter in Innsbruck bei Christian Bartenbach, einem der Pioniere der Lichtplanung. 1990 ging er zurück nach Deutschland, um für Zumtobel die Expansion voranzutreiben. Dort lernte der Neunundfünfzigjährige seine beiden späteren Büropartner Jörg Klases und Klaus Hochschwazer kennen. Nach fast sechs Jahren Angestelltendasein machte sich Braun mit dem Büro „Die Lichtplaner“ selbständig. Schon als Schüler hatte er den Wunsch gehegt, auf eigene Rechnung zu arbeiten. Der Vater dreier Kinder will das machen können, woran er Spaß hat. Und er will sich für gewisse Rituale Zeit nehmen – wie die alljährliche Angeltour auf der Müritz mit den beiden erwachsenen Söhnen. Wenn Braun nicht gerade für seinen Beruf auf Reisen ist, taktet sein Hund den beruflichen Alltag im Büro in Limburger-Staffel.


Lucie Koldova: Macaron

Licht kann natürlich durch Glas hindurchscheinen, auch durch Leder oder Holz, wenn es dünn genug geschnitten ist. Doch was ist mit Stein? „Es kommt auf den Stein an“, sagt Lucie Koldova. Für ihre Leuchte Macaron hat die tschechische Designerin Onyxmarmor gewählt. Allzu dünn ist die

Scheibe nicht, die wie die Füllung des französischen Baisergebäcks Macaron zwischen zwei „Kekschen“ steckt. Bei Koldovas Macaron ist die obere wie die untere Hälfte aus mundgeblasenem Glas, so dass die Platte in der Mitte zu schweben scheint. Verborgen im steinernen Fuß befindet sich die Lichtquelle, die ihr Licht aufwärts auf

die Onyxmarmor-Scheibe wirft und die farblichen Unregelmäßigkeiten im Gestein zum Leuchten bringt. „Von oben sieht es aus wie eine Mondlandschaft“, findet die in Prag lebende Designerin. Koldova, Jahrgang 1983, begann 2010 für das tschechische Leuchten-Unternehmen Brokis zu arbeiten. Zehn Kollektionen hat die Art-Direktorin

entworfen. Koldova bringt gerne Materialien zusammen, die nicht zusammen zu passen scheinen. Der Stein für Macaron stammt aus Italien, das Glas wird in einer Bläserei im Süden von Prag hergestellt. Darum weist auch das Glas Unregelmäßigkeiten auf. Und so soll es auch sein, sagt Koldova: „Jede Leuchte ist ein Unikat.“

Alfredo Häberli: Nox

Für den Nachtrisch hat Alfredo Häberli diese Leuchte entworfen. Darum heißt sie auch Nox, lateinisch für Nacht. Doch da die Leuchte ohne Kabel auskommt und zudem einen Griff hat, kann man den Lichtspender auch einfach mitnehmen und durchs Haus bis in den Garten tragen. „Die Batterie im Sockel reicht für 15 bis 20 Stunden“, sagt der Schweizer Designer. Aufgeladen wird sie auf einer Basisstation (mit Kabel) und durch Induktionstechnologie. Der Lampenschirm besteht aus mundgeblasenem Opalglas, das Gehäuse aus Aluminium. Die Leuchte lässt sich dimmen. Nox ist der erste Entwurf des 1964 in Buenos Aires geborenen und seit langem in Zürich lebenden Designers für das noch junge Unternehmen Astep, das 2016 von Alessandro Sarfatti gegründet wurde. Er steht für die dritte Generation bekannter Leuchtenhersteller: Sein Großvater Gino Sarfatti gründete 1939 Arteluce, das 1973 von Flos übernommen wurde, sein Vater Riccardo 1979 Luceplan. Alessandro Sarfatti setzt die Familientradition fort: Er hat Entwürfe seines Großvaters und von dessen damaligem Art-Direktor Vittoriano Viganò im Programm, hat aber auch schon zwei neue Arbeiten vorgestellt: Neben Nox die Leuchte Candela (lateinisch für Kerze) von Francisco Gomez Paz, die ihren eigenen Strom produziert. In ihr brennt eine Flamme, angetrieben durch Bioethanol. Aus der Hitze wird Strom, der LEDs zum Leuchten bringt. Man kann sogar sein Handy via USB an Candela aufladen.



LICHT MIT MIR

Zum Beginn der dunklen Jahreszeit haben wir zehn Designer gebeten, uns ihre neuen Leuchten-Entwürfe zu zeigen.

Von Peter-Philipp Schmitt, Fotos Daniel Pilar



William Brand: Kelp

Das niederländische Unternehmen Brand van Egmond hat sich einen Namen mit großen Lüstern aus Metall gemacht. Es sind oft überdimensioniert wirkende Skulpturen, die zusammengeschweißt und -geschraubt wurden und nun unter der Decke hängen. Bestes Beispiel ist die Produktfamilie Kelp aus gebogenem und mit Lasern ausgeschnittenem Kupferblech. In den kerzenförmigen Glühbirnen leuchten LEDs. „Das Licht spiegelt sich im Metall und flackert wie ein Feuer in einem offenen Kamin“, sagt William Brand über die Inspiration zu seinem Entwurf. Der Architekt, Jahrgang 1963, war mehr als 20 Jahre lang die eine Hälfte des überaus erfolgreichen Designer-Duos, das auch seinen Namen trägt. Die andere Hälfte war die ein Jahr jüngere Annet van Egmond, Brands Ehefrau. Seit kurzem gehen sie privat und beruflich getrennte Wege. William Brand führt das Unternehmen im nordholländischen Naarden alleine fort. Und er bleibt der künstlerischen Herangehensweise treu. Tatsächlich lassen sich seine Arbeiten als Kunstwerke ins Extreme steigern. So hängt eine Kelp im Einkaufszentrum Galleria in Teheran. Das maßgefertigte Stück hat eine Höhe von 30 Metern.

LICHT MIT MIR



Lucidi Pevere: Aplomb

Zement ist längst kein ungewöhnlicher Baustoff mehr für Möbel und Leuchten. Das Designer-Duo Lucidi Pevere – das sind Paolo Lucidi und Luca Pevere – aus Palmanova in der italienischen Provinz Udine zählte zu den Ersten, die vor zehn Jahren anfangen, mit Zement zu experimen-

tieren. Zwei Jahre lang dauerte allein die Arbeit an ihrer Leuchte Aplomb. Inspiration war ein Senkblei, daher auch der Name (vom lateinischen „plumbum“), der, wie sie erzählen, für eine gerade, sichere Haltung steht, wie bei einem hängenden Gewicht. Es sei schwierig gewesen, aus dem Baustoff ein zartes, leichtes Gebilde zu schaffen,

sagt Lucidi, Jahrgang 1974. „Der Hals ist nur 20 Millimeter dick, so dass das Kabel gerade hindurch passt“, ergänzt der drei Jahre jüngere Pevere. Wichtig sei, dass die in Formen gegossene Leuchte nicht zu künstlerisch wirke, sondern als Industrie-Produkt erkennbar bleibe. Darum sollte Aplomb zunächst schlicht Grau sein, so wie

die Farbe des rauen Materials es vorgibt. Zusammen mit dem in Venedig sitzenden Hersteller Foscarini haben Lucidi Pevere nun aber ihre nicht einmal zwei Kilogramm schwere Zementleuchte auch in Farben getaucht. Dafür haben sie dem flüssigen Baustoff Pigmente beigemischt – in Ziegelsteinrot, Sandgelb und Olivgrün.

**Arihiro Miyake: Kepler**

Die Pendelleuchte Kepler hat keinen Anfang und kein Ende. Inspiration für die Endlosschleife war das Möbiusband, das nach dem Leipziger Mathematiker und Astronomen August Ferdinand Möbius benannt ist. Dabei handelt es sich um ein einmal in sich verdrehtes Band, das

zusammengefügt wird. „Es ist gar nicht so einfach, ein viereckiges Profil zu biegen“, sagt der Japaner Arihiro Miyake. „Schon gar nicht dreidimensional.“ Für den Leuchtenhersteller Nemo ist es dem 1975 in Kobe geborenen Designer, der einige Jahre ein eigenes Studio in Helsinki hatte, gelungen. Die Leuchte Kepler besteht aus zwei

Aluminium-Profilen, die zwei übereinander angeordnete Schlaufen ergeben und in die LEDs eingelassen sind. Weil die ungewöhnliche Form des Objekts für Miyake im Vordergrund steht, wird Kepler (Namenspatte ist der deutsche Mathematiker und Astronom Johannes Kepler) nur in Weiß oder Schwarz angeboten. Arihiro Miyake

arbeitet am liebsten für sich alleine. „Mehr als Papier, Stift und Laptop brauche ich nicht.“ Darum hat er auch sein Studio wieder aufgegeben. „Ich bin das Studio, egal, wo ich gerade bin.“ Es gehe einfach schneller, wenn er alles selbst mache. Und die Qualität, die er mit seinen Werken erreichen wolle, sei am Ende auch besser.

Tord Boontje: Blossom

Er ist ein Romantiker. Fast jeder Entwurf von Tord Boontje könnte Teil eines Märchenfilms werden. Vor allem Blumen haben es dem Niederländer, der bald 50 Jahre alt wird, angetan. Und so heißen seine Arbeiten Flora oder Bouquet, Ivy (Efeu) oder Petit Jardin (kleiner Garten), Botanical oder Blossom (Blüte). „Blumen haben im Design schon immer eine Rolle gespielt“, sagt Boontje. Und das in allen Kulturen, weil Menschen sich von Blumen emotional angesprochen fühlen. Der Designer selbst mag Apfel- oder Kirschblüten – auch weil sie mit ihren fünf Kronblättern eine so perfekte Form haben. Für Swarovski hat Boontje schon im Jahr 2002 seinen ersten Blüten-Lüster Blossom entworfen. Die Pendelleuchte scheint aus Kirschblütenzweigen zu bestehen, ist aber mit Kristall-Ornamenten besetzt, die aus Glas bestehen. Vor 15 Jahren musste er noch mit relativ großen LEDs arbeiten, weil die Technologie noch nicht so entwickelt war. Nun aber hat er das Design überarbeitet. Die viel besseren neuen Leuchtdioden sind so klein, dass sie Teil der Blüten sind. Kirschblüten können so auch im Winter blühen. Er beweist es mit seiner Leuchte Winter Blossom aus satiniertem Glas.



**LICHT
MIT MIR**



Dima Loginoff: Nostalgia

Kreativ war er bereits als Friseur. Doch nebenbei interessierte sich Dima Loginoff, Jahrgang 1977, schon damals fürs Produktdesign. Und so studierte er noch Design – zunächst in Moskau, seiner Heimatstadt, dann in London. Seinen Abschluss machte er 2008. Zu seinen ersten Auftraggebern zählte der Leuchtenhersteller Studio Italia Design aus Marcon bei Venedig. „Murano“, sagt Loginoff, „liegt nur wenige Kilometer entfernt.“ Kein Wunder, dass der Haupt-Werkstoff des Unternehmens mundgeblasenes Glas ist. Loginoff schätzt altes Handwerk. Und weil Vintage so angesagt sei, habe er den Schirmen seiner LED-Leuchte Nostalgia auch noch einen Retro-Look verpasst. Drei Formen und Größen (klein, mittel, groß) hat er entworfen. Sie sollen ans Art déco erinnern. Zusätzlich lässt er das Borosilikatglas unter Vakuum mit Metall bedampfen: mit Chrom, Gold oder Roségold. So spendet jede für sich ein anderes Licht. „Am schönsten sieht es aus“, sagt Dima Loginoff, „wenn mehrere von ihnen in unterschiedlichen Höhen zusammenhängen.“

LICHT MIT MIR



Daniel Rybakken: Stochastic

„Kronleuchter“, sagt Daniel Rybakken, „bestehen oft aus Elementen, die alle gleich sind und streng symmetrisch oder sogar spiegelbildlich angeordnet werden.“ Auch bei der Pendelleuchte, die er für Luceplan entworfen hat, gibt es ein sich wiederholendes Element – eine Kugel aus Borosilikat-

glas, die entweder matt (Opal-Weiß) oder metallisiert ist. Allerdings scheinen die gläsernen Bälle, 48 an der Zahl, an ihren Stahlseilen ganz zufällig angeordnet zu sein, daher auch der Name des Produkts: Stochastic. In der Mitte befinden sich LEDs. Das Licht muss sich seinen Weg durch die Kugeln bahnen und wird dabei

immer wieder auf andere und neue Weise reflektiert. Der Norweger Rybakken, Jahrgang 1984, der ein Studio in Oslo und eines in Gothenburg in Schweden hat, ist seit Kindertagen von Licht fasziniert. „Im Haus meiner Eltern gab es einen leeren Raum, in dem ich stundenlang beobachtete, wie nur das Licht meine Wahrnehmung von

dem Zimmer veränderte.“ Diese Beobachtungen seien Grundlage seiner Arbeit mit künstlichem Licht geworden. Mit seinen Leuchten ist der Dreißigjährige so erfolgreich wie kaum ein anderer: Innerhalb von drei Jahren wurde Rybakken zweimal mit dem „Design-Oscar“, dem Compasso d’Oro, ausgezeichnet: 2014 und 2016.



Timo Ripatti: U-Light

Dünne weiße Linien wollte Timo Ripatti mit Licht in die Luft zeichnen. Nun bilden sie sich, nicht ganz so dünn wie gehofft, an der Wand ab. „Aus zweidimensional wurde dreidimensional“, sagt der Finne über seine Wandleuchte U-Light aus Aluminium, die er für den italienischen Hersteller Axo Light

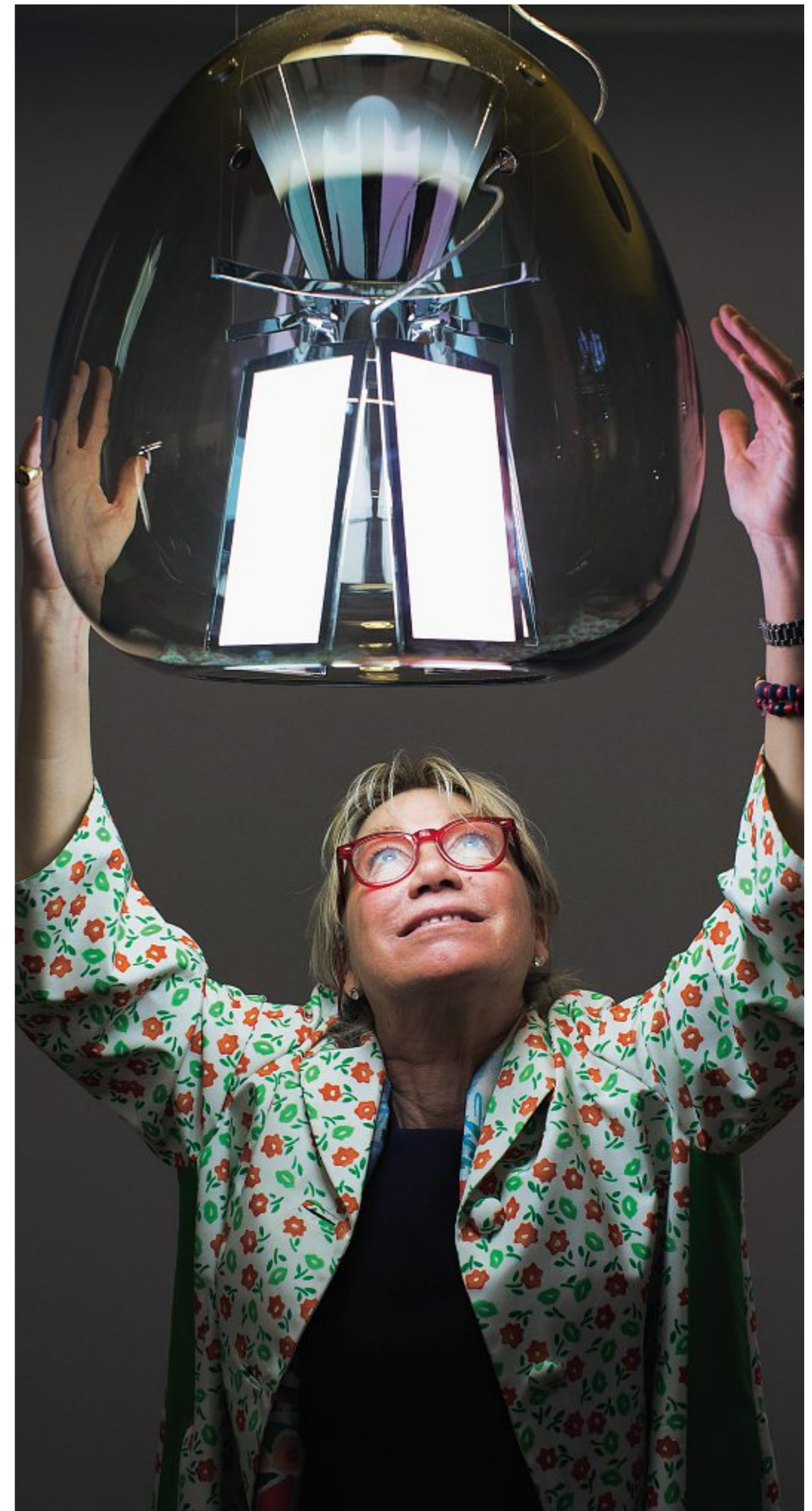
entwickelt hat. Der Name der Leuchte ist schnell erklärt: Der Ursprungsentwurf, eine Hängeleuchte, besteht aus einem umgedrehten U, an dessen Enden ein Ring befestigt ist. In diesen waagerechten Kreis sind dimmbare LEDs eingebaut. „Ich will poetische Skulpturen schaffen, die trotzdem funktional sind.“ Ripatti, Jahrgang 1967,

ist ein typischer Skandinavier. Weniger ist mehr, lautet seine Devise. Der Finne mag es minimalistisch, so wie die meisten Designer aus dem Norden Europas. In seinem Studio in Helsinki hat er 2016 die in drei Größen erhältliche U-Kollektion geschaffen und inzwischen schon wieder überarbeitet. Seine Leuchten bestehen nur noch aus einem

kreisrunden Element, das Licht und Schatten an Wand, Boden oder Decke wirft. Die kleinen und großen Ringe können sich überlagern oder in verschiedenen Höhen über- und nebeneinander hängen. Und das ganz ohne umgedrehtes U, weil Ripatti die Leuchtringe einfach an dünnen Seilen aufgehängt hat. Der Name aber bleibt.

Carlotta de Bevilacqua: Harry H

Offiziell ist sie die Vize-Präsidentin, und ihr Mann Ernesto Gismondi, 26 Jahre älter als sie, ist ihr Chef. Doch Gismondi, einer der großen italienischen Unternehmer, mag es, wenn seine Frau Carlotta de Bevilacqua im Mittelpunkt steht. Und das tut die Sechzigjährige gerne. Seit bald 30 Jahren entwirft sie Leuchten für Artemide, die Firma, die Gismondi 1960 mit dem Designer Sergio Mazza gründete. Carlotta de Bevilacqua repräsentiert heute die Marke, sie ist für „Vision & Strategie“ sowie für Produktdesign und -innovation zuständig. Zudem hat die Mailänderin, die Architektur am dortigen Polytechnikum studierte und ihr eigenes Architektur- und Designbüro leitet, viele Entwürfe für Artemide entwickelt. „Mich interessiert, wie Licht unser Wohlbefinden verbessert.“ Ständig ist sie auf der Suche nach neuen Technologien, zahlreiche Patente gehen auf sie zurück. Ihre Pendelleuchte Harry H sei ein Paradigmenwechsel in der Gestaltung von Licht, sagt sie. „Es ist ein Hybrid-Beleuchtungsgerät.“ Denn es stelle LED und OLED (o für organisch) nebeneinander und verbinde die Vorteile beider Technologien. Der Diffusor von Harry H besteht aus mundgeblasenem Glas. In seinem Inneren befinden sich unten vier ausrichtbare OLED-Paneele, die auf beiden Seiten leuchten können. Ausgeschaltet reflektieren ihre verspiegelten Oberflächen das Licht der LEDs im oberen Teil. Die Lichtquellen können unabhängig voneinander eingeschaltet werden, zusammen liefern sie eine hohe Lichtqualität. Noch, sagt Carlotta de Bevilacqua: „Die LEDs oben sind schon wieder Vergangenheit, die OLEDs unten sind die Zukunft.“



LICHT
MIT MIR



Zu schade fürs Archiv: Die neue Oseris (Erco) ähnelt ihrem Vorläufer, wurde aber ganz neu konstruiert.

LED

Die drei Buchstaben stehen für eine neue Technik. Designer und Hersteller haben sich nur langsam mit den Dioden angefreundet. Inzwischen entdecken sie ihre gestalterische Leidenschaft wieder.

Von Thomas Edelmann

Kann man technologischen Wandel mit Hilfe von Gesetzen beschleunigen? Die gesamte Lichtbranche, die Hersteller von Lampen und Leuchten sowie die Designer, die neue Techniken nutzen, haben in den vergangenen Jahren einen Umbruch erlebt, an dessen Anfang veränderte politische Rahmenbedingungen standen. In den nuller Jahren folgte die Europäische Union im Zuge der Klimaschutzpolitik der konservativen australischen Regierung, die Glühlampen kurzerhand verboten hatte. Beleuchtung soll künftig mit weniger Energie auskommen. Die seit dem 19. Jahrhundert bewährten und differenzierten Lichttechniken werden seither alle neu gedacht und durch sparsamere Angebote ersetzt.

Weg mit der Technik von gestern! 2009 wurde beschlossen, das Glühlampenverbot schrittweise einzuführen. Zunächst führte das dazu, dass Glühlampen, die noch im Handel waren, in Unmengen gehortet wurden. Die Verordnungen sind höchst umstritten. So kreist das gesamte Werk des Münchner Designers Ingo Maurer um die Glühlampe, seit er 1966 seine überdimensionale Bulb in Form einer überdimensionalen Birne entwarf oder sie mit der Pendelleuchte „Wo bist Du, Edison ...?“ zum Hologramm transformierte. Auch seine Wandleuchte Lucellino und der Kronleuchter Birdie feierten die birnenförmige Lichtquelle als kulturhistorische Ikone. Entsprechend gereizt und ironisch reagierte Maurer 2009 mit dem Euro Condom auf die politische Pression: einem Silikonüberzug, mit dem die zunächst noch angebotenen klaren Birnen in schon ausgelistete mattierte verwandelt werden können. „Schützen Sie sich vor dummen Regeln“, schrieb er damals. Weshalb auch sollte man eine womöglich gut gestaltete Leuchte wegwerfen, nur weil die passenden Birnen nicht mehr produziert werden dürfen?

Seit künstliches Licht das Tageslicht ergänzt, versuchen die Gestalter zu vermeiden, dass der menschliche Blick durch Blendung beeinträchtigt wird. Sie bauten Gehäuse um die künstliche Lichtquelle, die deren Licht lenken, abmildern und atmosphärisch verfeinern sollte. Groß war zum Beispiel der Erfindungsreichtum von Poul Henningsen, der 1894 in Ordrup in Dänemark geboren wurde. Er brach sein Studium der Architektur und Technik ab und experimentierte seit 1919 mit der Form und Technik von Leuchten. Er war Kunstkritiker, gab ein eigenes Kulturmagazin heraus, war Dokumentarfilmer, Kabarettist und Gestalter eines gläsernen Flügels. Bekannt machten ihn jedoch die nach seinen Initialen benannten Leuchten aus gestaffelten Lichtelementen aus Kupfer, Messing, Glas und später Aluminium. Bald fanden die PH-Leuchten Einzug in die Bauten des Neuen Frankfurts wie auch in Mies van der Rohes Villa Tugendhat in Brunn. Sie erleuchteten Sozialwohnungen wie Millionärsvillen. Selbst in den Zugangsbauten der Londoner U-Bahn spenden sie blendfreies Licht. Die PH 5 (Louis Poulsen) von 1958 ist in Skandinavien bis heute ein populärer Alltagsgegenstand.

Sollen all die ikonischen Leuchten, die Gestalter wie Poul Henningsen oder Achille Castiglioni schufen, die

Ingo Maurer und Alberto Meda erdachten, um nur einige der besten Leuchten-Designer zu nennen, nur noch nutzloser Schrott sein, weil es für sie keine passenden Birnen mehr gibt? Anfangs war der Jammer groß. Mit Edisons Birne verschwinde ein Stück Kulturgeschichte, beklagten die Fachleute. Vor allem, da es an Alternativen zunächst mangelte. Als Nachfolgeprodukt galt die sogenannte Energiesparbirne, die zwar rechnerisch gewisse Einsparungen bot, sich im Alltag aber als ästhetische Zumutung erwies. Sie spendet ein Licht, das Gegenstände und Menschen fahl erscheinen lässt. Während die Glühlampe über ein kontinuierliches Farbspektrum verfügt, das dem Tageslicht vergleichbar ist, hat die kompakte Energiesparbirne ein Wellenspektrum, das einzelne Farben besonders betont, andere dagegen kaum wiedergibt.

Inzwischen hat sich die Szenerie gewandelt. Leuchtdioden, die Anfang der Siebziger in Armbanduhr und Taschenrechnern erstmals sichtbar wurden, haben sich zur wichtigsten künstlichen Lichtquelle entwickelt. Auf rote und blaue Dioden folgten durch Ausrüstung mit einer dünnen Phosphor-Schicht, der sogenannten Dotierung, weiße Leuchtdioden. Als elektronische Halbleiter sind LED bis zu einem gewissen Grad digital manipulierbar. An die Stelle des Standardprodukts Glühlampe, das in millionenfacher Auflage aus vergleichsweise einfachen Zutaten produziert wird, tritt ein komplexes Technikbauteil, dessen einzelne Faktoren nur Fachleute wirklich beurteilen können. Und doch setzte sich die neue Lichttechnik schnell durch. Inzwischen werden neue Leuchten vorwiegend mit fest integrierten LED ausgestattet. Vorteil: Leuchtmittel und Leuchte bilden ein abgestimmtes System, dessen Hardware- und Software-Komponenten miteinander harmonieren. Nachteil für die Käufer: Fällt die LED-Einheit trotz der zugesicherten Langlebigkeit aus, ist meist ein Austausch im Werk erforderlich.

Doch auch der Birnen-Ersatzmarkt blüht. Sogenannte Retrofit-Lampen gleichen den alten Glühlampen, bestehen tatsächlich aber aus Mikroelektronik. Die miniaturisierten Vorschaltgeräte, ohne die bei den LED nichts geht, sind unsichtbar im Schraubgewinde untergebracht. An die Stelle der einstigen Glühfäden treten bei manchen Modellen LED-Leuchtfäden, bei denen mehrere Dioden nebeneinander aufgereiht sind. Die Ergebnisse können sich oft sehen lassen und ermöglichen die Nutzung alter Leuchten ohne die Zumutungen der Energiesparbirne.

Schon lange vor der Ausbreitung der elektronischen Leuchtdioden meinte Erco, ein auf der ganzen Welt tätiger Spezialist für Architekturbeleuchtung aus Lüdenscheid, dass die Lichtwirkung wichtiger sei als der Apparat, mit dem diese erzielt wird. „Licht statt Leuchten“ lautet das Motto, das mit firmeninterner Forschung unterfüttert wird. Die eigenen Produkte nennt das Traditionsunternehmen daher gern „Lichtwerkzeuge“.

Seither hat sich Erco buchstäblich neu erfunden. Wenn heute von der Digitalisierung von Unternehmen, von veränderten Produkten und Produktionsprozessen die Rede



Auf Betonbasis: Der kompakte LED-Spot oder -Fluter Arveni Concrete (Sattler) ist per Smartphone dimmbar.



Neu interpretiert: Das LED-Licht kommt bei Equatore (Fontana Arte) aus zwei internen Leuchtscheiben, die den Glasschirm teilen.



Aufblasbar: Bei Blow Me Up (Ingo Maurer) strahlt ein LED-Streifen nach innen in den beleuchteten Kunststoff-Schlauch.



Kristall- und Acrylglas: Der Lichttransport bei Ipno (Artemide) erfolgt mittels Totalreflexion. Auf diese Weise wird das Licht gezielt verteilt.



Mit Wandnische: Arca-Arca (Nemo) ist eher eine architektonisch-surreale Installation als eine Leuchte.

Noch nicht lieferbar: Noctambule (Flos) ist tagsüber beinahe unsichtbar, erst in der Dunkelheit wird sie ein leuchtendes Objekt.





Bunte Assemblage: Filo (Foscarini) ist eine Materialcollage aus Porzellan, Glas, Metall und Textilkabel.



Kleine Leuchtugeln: Double Scene 150 (Michael Anastassiades) wächst aus einer Messingstruktur heraus.



Mit Folie bespannt: Amisol (Luceplan) wirft ihr starkes Licht auf einen dünnen Schirm und transformiert es.



Vorbild Flugzeug: Der Knick der kabellosen Leuchte Winglet CL (Nimbus) erinnert an Tragflächenspitzen.



In die Materie integriert: Bei der Leuchte Guise (oben, Vibia) wandert das Licht unsichtbar den Glaskörper entlang; mit Eve (links, Lasvit) hat Zaha Hadid mit einer ihrer letzten Arbeiten versucht, die Grenzen des aus Glas Machbaren zu erproben.

LED

ist, dann ist die Firma dafür eine Art Vorbild. Sie hat ihre Produkte zu 100 Prozent auf LED umgestellt und dabei rund 5000 Artikel für die Technologie neu entwickelt. Die hauseigene Fertigung deckt alle Aspekte der Optoelektronik ab. Aus einem Unternehmen, das Metallgehäuse für Strahler fertigte, wurde eines, das Kompetenzen im Bereich optischer Lichtführung und Bündelung durch Kunststofflinsen erwarb.

Ein besonders anschauliches Beispiel könnte da leicht in die Irre führen: Vor 35 Jahren kam der Strahler Oseris von Erco auf den Markt. Entworfen hatten ihn die Designer Emilio Ambasz und Giancarlo Piretti. Die Designlösung empfanden die Erco-Entwickler nun als viel zu schade fürs Archiv. So erinnert der neu vorgestellte kompakte Oseris-Strahler wegen seines Halbkugelgelenks formal an den Vorläufer aus den achtziger Jahren, doch im Aufbau ist nichts gleich geblieben. Auf einem Metallkern im Innern befinden sich nun Hochleistungs-LED, je nach Aufgabe wird deren Licht durch Linsen gebündelt (Strahler), breit (Fluter) oder zur gleichmäßigen Wandbeleuchtung verteilt (Linsenwandfluter). Die Leistungsaufnahme des einstigen Modells mit Niedervolt-Halogenlampen reichte von 20 bis 100 Watt, heute begnügt sich Oseris mit zwei bis 19 Watt. Ein Beitrag zu mehr Effizienz und Präzision in der Beleuchtung von Architektur.

Anfangs taten sich vor allem Hersteller dekorativer Leuchten schwer mit der Entwicklung neuer LED-Produkte. Das lag an den zunächst hohen Preisen und der schwankenden Qualität der aus Asien stammenden Leuchtdioden, die nicht mit den Anforderungen europäischer Leuchtenhersteller konform gingen, sowie dem phasenweise atemraubenden Innovationstempo. Dioden, die beim Entwurf einer Leuchte zugrunde gelegt wurden, waren schon nicht mehr erhältlich, als das Modell die Serienreife erlangte. Damit LED ihre Fähigkeiten entfalten und lange erhalten, müssen Designer wie Hersteller die Elektronik geschickt einbauen. Dazu gehört es, Licht zu lenken und die Rückseite des elektronischen Bauteils, an der Wärme entsteht, so zu integrieren, dass es sich von selbst abkühlt. Das erfordert mehr, als eine Lampenfassung in einem Lampenschirm anzuordnen.

Auch mit der neuen gestalterischen Freiheit taten sich die Hersteller zunächst schwer. Inzwischen entdecken viele ihre Leidenschaften wieder: Ingo Maurer etwa die Neugier auf naheliegend poetische Objekte, die er im Team, oft auch mit externen Designern, verwirklicht. Ein Beispiel dafür ist Blow Me Up, eine mobile Leuchte des jungen Gestalters Theo Möller, die aufgerollt und in einer Dose geliefert wird und sich zu einer Decken- oder Wandleuchte aufblasen lässt. Der eingebaute LED-Streifen strahlt nach innen in den beleuchteten Kunststoff-Schlauch.

Designer wie Konstantin Grcic oder Stefan Diez versuchen, mit ihren jüngsten Projekten die Grenzen der LED-Technik zu erkunden und auszureizen. Das Zusammenspiel digitaler Sensorik und materieller Präzision spielt dabei eine besondere Rolle. Stefan Diez nutzt für seine Leuchte Guise des spanischen Herstellers Vibia das physikalische Prinzip der Totalreflexion. Ein LED-Streifen wird unsichtbar in einen Zylinder aus Borosilikatglas integriert, an dessen geschliffener Struktur und Kanten das atmosphärische Licht erscheint. Konstantin Grcic kombiniert Module geometrischer, von Hand geblasener Glaskörper für seine Noctambule für den italienischen Hersteller Flos mit ebenfalls unsichtbar angebrachten LED-Streifen. Tagsüber weitgehend transparent, tritt nach Einbruch der Dunkelheit das Licht an den Verbindungsstellen der Glasmodule hervor und erleuchtet diese.

So nutzt das Licht der Leuchtdiode, anfänglich als flach oder unscheinbar kritisiert, inzwischen die große Geste und materialisiert sich in massiven Körpern, wie sie bei Eve sichtbar werden, einem Spätwerk der 2016 verstorbenen Architektin und Designerin Zaha Hadid für den tschechischen Glas-Spezialisten Lasvit. Hadids fluide und organische Formensprache zeigt sich an den 15 unterschiedlichen Elementen aus geblasenem Glas, die sich mal öffnen, mal verschränken und das Tageslicht ebenso reflektieren wie sie abends als Lichtskulptur erscheinen.

Einen anderen Weg beschreitet der norwegische Designer Daniel Rybakken. Er widmet seine Arbeit stets dem Wechselspiel von Licht und Schatten. Für Luceplan entwarf er Amisol, eine Leuchte, die trotz zierlich reduzierter Materialität große Präsenz im Raum entfalten kann. Ihr Schirm mit einem dreiviertel Meter Durchmesser wirkt als solares Segel, das die Umwelt reflektiert.

Klein, verspielt und ironisch gibt sich Filo von Andrea Anastasio für Foscarini. Lampenschirm, Baldachin, Kabel – alle funktionalen und dekorativen Versatzstücke einer Leuchte arrangiert der Designer auf einem Gestell, wie beinahe zufällig abgelegt. Das Ergebnis erinnert ein wenig an die Oberflächen-Experimente von Memphis in den Achtzigern. Die Fachleute der Mailänder Messe-Jury setzte Filo, die es in unterschiedlichen Farb- und Materialvarianten gibt, in Begeisterung: Sie wählten sie zur besten Leuchte der diesjährigen Euroleuce.

Was bei Anastasio willkürlich erscheint, ist beim in London lebenden zyprischen Designer Michael Anastassiades äußerst planvoll. Er setzt mit seinen oft kugelförmigen Glasleuchten Lichtpunkte im Raum. Mal sind sie durch Drähte miteinander verbunden, oder sie ruhen – anscheinend nur vorläufig – an und auf kleinen Gestellen aus Messing. So verbindet Anastassiades gegenwärtige Technik mit überlieferten Formen.

WALTER KNOLL



THE ESSENCE OF LIVING.

Tama Living gestaltet den besonderen Moment des Ankommens. Großzügig breiten sich die weichen, eleganten Kissen aus. Das Sofa entfaltet seinen Rhythmus – wie ein klassisches Musikstück. Mit Side Tables und Trays aus feinsten Materialien. Eine Komposition für das kultivierte Wohnen. Design: EOOS. www.walterknoll.de



Johann Wolfgang von Goethe, hier von Joseph Karl Stieler und Friedrich Dürck ins Bild gesetzt, starb am 22. März 1832 in seinem Schlafzimmer.

Weimar, den 24. Juli 1797: Goethe hatte noch 34 Jahre, sieben Monate und 28 Tage zu leben, machte aber schon einmal sein Testament. Dabei wurde ihm zu Lebzeiten und vor allem nach seinem Tod eine glückliche Konstitution nachgesagt. Goethe galt als robust, ohne es gewesen zu sein. Er erreichte ein hohes Alter, war jedoch zeitlebens oft krank und mehr als einmal dem Tode nahe. Das Krankenblatt, das der Germanist Gero von Wilpert zusammengestellt hat, beginnt mit der Nabelschnurumschlingung des wie leblos geborenen Säuglings und endet mit dem Herzinfarkt des Hochbetagten. Dazwischen litt Goethe unter Masern, Windblättern, Pocken, Katarrhen, Infekten, Mandelentzündung, Verdauungsstörungen, Rheuma, Kopfschmerzen, Schwindelanfällen, einer Gesichtsröte, Angina pectoris, Netzhautentzündung, Lungenentzündung, Herz- und Kreislaufstörungen, einem Blutsturz bei Erhalt der Meldung vom Tod seines Sohns August, Gehirnhautentzündung, Nierenkoliken, Herzbeutelentzündung und üblen Zahnschmerzen. Außerdem war er seelisch leicht erschütterbar, wetterfühliger, kälteempfindlicher, licht- und wärmebedürftig und wohl auch, nun ja, ein wenig hypochondrisch. Krankheiten hielt er für „das größte irdische Übel“, glaubte aber daran, dass Leiden „dem Gemüt doppeltes Leben und Kraft“ verleihe. Sprechen wollte er über seine Gebrechen nicht: „Nur die Gesundheit verdient, remarkiert zu werden.“

Vier seiner fünf Kinder starben früh. Im Testament von 1797 setzte Goethe „den mit meiner Freundin und vieljährigen Hausfreundin, Christianen Vulpius, erzeugten Sohn August“ zum Universalerben ein. Aber August starb im Alter von 40 Jahren an einer Pockeninfektion in Rom. Seine letzten Worte sind nicht überliefert, auch er selbst wird nicht länger „remarkiert“: Die Inschrift auf dem Grabstein, vom trauernden Vater verfasst, nennt nicht einmal den Vornamen des Verstorbenen. Für die Nachwelt soll August nur „Goethe Filius“ sein, Goethes wider die natürliche Ordnung vor dem Vater verschiedener Sohn.

Der Tod, so wird Goethe später gegenüber seinem Vertrauten Eckermann äußern, „ist doch etwas so Seltsames, dass man ihn, ungeachtet aller Erfahrung, bei einem uns teuren Gegenstand nicht für möglich hält und er immer als etwas Unglaubliches und Unerwartetes eintritt. Er ist gewissermaßen eine Unmöglichkeit, die plötzlich zur Wirklichkeit wird. Und dieser Übergang aus einer uns bekannten Existenz in eine andere, von der wir auch gar nichts wissen, ist etwas so Gewalttätiges, dass es für die Zurückbleibenden nicht ohne die tiefste Erschütterung abgeht.“

Als Goethe am 22. März 1832 im Alter von 82 Jahren starb, zeigte sich, dass auch aus tiefster Erschütterung nicht zwangsläufig große Dichtung erwächst: „Es staunt ihn Deutschland, so die Menschheit an / so hoch, so groß, so unerreichbar fern, / sein Haupt, erhoben wie des Donn'ers Haupt“, hieß es in einem „Canzone, geschrieben bei der Nachricht von Goethes Tod“, das 1832 anonym veröffentlicht wurde. Friedrich Rückert, der Orientalist und Verfasser der „Kindertotenlieder“, dichtete: „Als er abtrat nun vom Streite, War das letzte Wort, das quoll / Aus der Brust erhobner Weite: „Mehr Licht!“ Nun, o Vorhang, roll / Auf, daß er hinüber schreite / Wo mehr Licht ihm werden soll“. Christoph Wilhelm Hufeland, Medizi-



Mehr Licht war nicht

Was waren nun wirklich Goethes letzte Worte?

Mit Licht hatten sie jedenfalls nichts zu tun.

In den Minuten vor dem Tod des Dichters in seinem Haus in Weimar ging es viel irdischer zu.

Von Hubert Spiegel, Fotos Helmut Fricke

ner, Sozialhygieniker und Volkserzieher, drückte es nicht viel anders aus: „Er endete mit den Worten: „Mehr Licht“ – *Ihm* ist es nun geworden. – *Wir* / wollen es uns gesagt sein lassen, als Nachruf, zu Ermunterung und Erhebung“.

Man muss die zweite Kursivierung nur um ein Wörtchen verschieben, und schon bekommt Hufelands Satz einen anderen Sinn: „*Wir wollen es uns gesagt sein lassen.*“ Goethes letzte Worte, sie *mussten* so beschaffen sein, dass sie der trauernden Nachwelt zur „Ermunterung und Erhebung“ dienen konnten, sie hatten geistreich und erhaben zu sein. Denn sie mussten zum Bild passen, das man sich von Goethe gemacht hatte: „Stets des Lebens dunkler Seite / abgewendet wie Apoll; / Daß er Licht um sich verbreite, war der Ruf, der ihm erscholl“, heißt es bei Rückert.

„Mehr Licht“, das war die Formulierung, die sich im Wettstreit der Überlieferungen von Goethes letzten Worten durchsetzen konnte. „Wohl selten zuvor oder danach“, so schreibt der Kulturwissenschaftler Olaf Briese, „hat es solches Gerangel gegeben, den letzten sprachlichen Laut eines Sterbenden authentisch zu dokumentieren.“ Als einer der wichtigsten Gewährsmänner in diesem Gerangel gilt erwartungsgemäß Eckermann – der aber war bei Goethes Tod gar nicht zugegen. Ein anderer Zeuge war Clemens Wenzeslaus Coudray, Architekt und großherzoglicher Oberbaudirektor, der gleich zwei Berichte über Goethes

Sterbestunde anfertigte. Nur in der zweiten Version wird, wie sich Jahrzehnte später herausstellen sollte, das Sterbewort „Mehr Licht“ erwähnt. Wesentlich glaubwürdiger ist zweifellos der Mediziner Carl Vogel, Goethes letzter Leibarzt, der 1833 in Hufelands „Journal der praktischen Heilkunst“ einen Aufsatz mit dem Titel „Die letzte Krankheit Goethes“ publizierte, die wohl erste schriftliche Fixierung der legendären Formulierung. Vogel schreibt: „Die Sprache wurde immer mühsamer und undeutlicher. ‚Mehr Licht‘ sollen, während ich das Sterbezimmer auf einen Moment verlassen hatte, die letzten Worte des Mannes gewesen sein, dem Finsternis in jeder Beziehung stets verhasst war. Als später die Zunge den Gedanken ihren Dienst versagte, malte er, wie auch wohl früher, wenn irgend ein Gegenstand seinen Geist lebhaft beschäftigte, mit dem Zeigefinger der rechten Hand öfters Zeichen in die Luft, erst höher, mit den abnehmenden Kräften immer tiefer, endlich auf die über seinen Schoß gebreitere Decke. Mit Bestimmtheit unterschied ich einigemal den Buchstaben W. und Interpunctszeichen.“

Auch Vogel war also im entscheidenden Moment gar nicht zugegen, denn er hatte ja das Sterbezimmer „auf einen Moment verlassen“ und konnte nur weitergeben, was andere ihm bezeugt haben mögen, wann auch immer. War das wirklich noch im Sterbezimmer geschehen? Oder erst

später, nach reiflicher Überlegung? Hat es womöglich Absprachen gegeben? Wer sorgte aus welchen Gründen dafür, dass sich die Worte „Mehr Licht“ durchsetzen konnten?

Zwischen Coudrays erstem schriftlichen Bericht und der zweiten Fassung lagen zwei Tage. Es hätte also Zeit genug gegeben, sich zu beratschlagen: mit Kanzler von Müller, mit Eckermann und Carl Vogel, vielleicht auch mit Ottilie, Goethes Schwiegertochter, der Hauptperson in der wichtigsten Konkurrenzformulierung, die da lautete: „Frauenzimmerchen! Frauenzimmerchen! Gib mir dein Pförtchen.“ In einer anderen Variante heißt es „Mein Töchterchen“ statt „Frauenzimmerchen“. Gero von Wilpert berichtet noch von einer dritten, ganz anderen Version, die Kräuter überliefert haben soll. Aber wer ist Kräuter? Nirgendwo sonst taucht er auf, niemand erwähnt ihn, niemand außer von Wilpert zitiert ihn. War Kräuter ein Phantom in Goethes Sterbezimmer?

Überlieferungen gehen lange Wege. Als Edward S. Le Comte 1955 sein „Dictionary of Last Words“ publizierte, sagte er, dass nur „nachweislich echte und letzte Worte“ Eingang in sein Kompendium gefunden hätten, wie der Germanist Karl S. Guthke in seiner 1990 erschienenen Studie „Letzte Worte“ zitiert, um dann anzudeuten, dass Le Comte dem eigenen Anspruch im Falle Goethes (wie in anderen Fällen) nicht gerecht zu werden vermochte. Der



Eigentlich glaubwürdig, aber Leibarzt Carl Vogel (links) und der Vertraute Johann Peter Eckermann waren in der Minute des Todes nicht anwesend.



Er starb im Haus am Frauenplan in Weimar. Und noch heute rätseln die Besucher über seine mythenumkränzten letzten Augenblicke.

gehören, wie etwa die Baronin Jenny von Gustedt, die 1892 folgende Version veröffentlichte: „Das bekannte Wort ‚Mehr Licht‘ mag er wohl gesagt haben, klar und deutlich aber sprach er seine letzten Worte: ‚Nun kommt die Wundlung zu höheren Wandlungen.‘“ Bemerkenswert ist auch der Fortgang ihrer Beschreibung: „Er starb kampflös, sagten die Anwesenden, nur Ottilie warf sich mir gleich darauf schluchzend in die Arme: ‚Und das nennen die Leute leicht sterben!‘“ Nichts spricht dafür, dass die Einundzwanzigjährige bei Goethes Tod zugegen war, und so rät Schüddekopf denn auch dazu, die Berichte von Goethes Tod „mit äußerster Vorsicht aufzunehmen. Das gilt besonders von den Angaben der Baronin Jenny von Gustedt.“

Schüddekopf war 1907 der erste, der nachweisen konnte, dass Coudray das „Mehr Licht“ erst in seinem zweiten, überarbeiteten Bericht erwähnte. Damit geriet die Glaubwürdigkeit Coudrays und Carl Vogels ins Wanken. Die „Pfötchen“-Variante, die Schüddekopf favorisierte, steht indes ebenfalls auf tönernen Füßen, wie Dolf Sternberger 1977 festhielt: „Niemand von all denen, die das reizende Wort berichten, hatte es selber gehört noch hören können, und niemand von denen, die in der Sterbestunde anwesend waren, hat es schriftlich überliefert. So ist die Quelle nicht schwer zu erraten: Die Erzählung kann nur von Ottilie selber herrühren, eben von dem Töchterchen oder Frauenzimmerchen, welches sein Pfötchen zu geben so freundlich aufgefordert war ... Die Courtoisie wird es verhüten, dass an der Echtheit auch dieses letzten Wortes je ähnlich strenge Zweifel nagen wie an dem andern.“

Courtoisie? Was hat die Höflichkeit bei diesem Spiel zu suchen, bei dem es doch vor allem um Authentizität geht? Oder geht es doch um etwas anderes? Womöglich um etwas, das mit Respekt, Rücksichtnahme, Anstand und Taktgefühl zu tun hat? Man müsste wissen, was Kräuter, Gero von Wilperts mysteriöser Kronzeuge, dazu zu sagen hätte. Aber Kräuter bleibt unauffindbar.

Weimar nahm Anteil an Goethes Befinden. Jedes Wort, jede Veränderung seines Verhaltens oder gar seines Gesundheitszustands wurde bemerkt. Am 17. Januar 1831 notiert Friedrich von Müller, der Staatskanzler des Großherzogs: „Nachmittags bei Goethe, der sehr schläfrig und einsilbig war.“ Sechs Tage später: „Nachmittags bei Goethe, der sehr mitteilend und betulich war.“ Eintrag vom 16. März 1832: „Goethe erkrankt.“ Tags darauf



Kam durchs Schlafzimmerfenster nicht genug Licht?

amerikanische Literaturwissenschaftler Le Comte, der sich auf das 1855 erschienene Werk „The life of Goethe“ von George Henry Lewes berief, hätte besser das Büchlein mit dem Titel „Goethes Tod“ lesen sollen, das der Germanist und Bibliothekar Carl Schüddekopf 1907 publizierte.

Coudrays zweiter Bericht, der eine maßgebliche Rolle dabei spielte, dass sich die Formulierung „Mehr Licht“ durchsetzen konnte, wurde nach Goethes Tod mündlich weitergegeben und dürfte auch in Abschriften kursiert haben. Publiziert wurde er jedoch erst 1889. Als gut vier Jahrzehnte später Goethes 100. Todestag anstand, galten Coudray und Kanzler von Müller noch immer als zuverlässige Quellen, auf die sich auch Max Hecker verließ, der aber noch einen eigenen Indizienbeweis zu führen versuchte, indem er die Plausibilität der Formulierung „Mehr Licht“ mit großer Geste unterstrich: „Solche Vergeistigung lag nahe; sie war nicht unberechtigt. Denn auch der karge Schein des frühen Vorfrühlingstages war jener heiligen Sonne entflohen, der Goethes Auge, weil es selbst sonnenhaft war, auch noch im Brechen zu begegnen strebte, auch er eine Wirkung ewiger Gott-Natur, in deren Schoß sein Göttliches zurückzukehren sich anschickte.“ Hecker, der lange am Goethe- und Schiller-Archiv tätig war, bekam 1920 die höchste Auszeichnung der Goethe-Gesellschaft, publizierten im Laufe seines in Weimar verbrachten Lebens mehr als 200 Schriften und führte, wie es später von ihm hieß, ein „Leben im Banne Goethes“.

Aber wer führte das nicht? Die Zeitgenossen empfanden Goethes Tod als Zäsur, ganz so, wie Heinrich Heine es 1831 vorhergesagt hatte, als er von der „Kunstperiode“ sprach, die „bey der Wiege Goethes anfang und bey seinem Sarg aufhören wird“. Was es hieß, ein Schriftstellerleben im Schatten Goethes zu führen, hat wohl niemand schmerzvoller ausgedrückt als Alexander von Ungern-Sternberg: „Ja, großer Toter, wir rufen dich jetzt zurück, dein Tod ist ja unser Leben. Gelitten und geseufzt haben wir unter deiner strahlenden Größe ... Unser Leben war ein ewiger Kampf gegen dein Licht, und die dich am giftigsten zu bekämpfen suchten, die lobten dich! Es ist nicht angenehm, übersehen zu werden, und wir wurden übersehen! ... der alte, adlige Sänger ist tot! Es gibt keinen Unterschied der Stände und Geister mehr; wir sind alle klein, glücklich, frei und gleich! O herrliches Jahrhundert!“

Ungern-Sternberg war ein Jubelnder in einem Meer von Klagenden, ein Gebrochener inmitten von geradezu fanatisch Trauernden. Und alle, die trauerten, wollten wissen, welche Worte Goethes ersterbende Lippen mit dem letzten Hauch seines Atems geformt hatten. Aber warum eigentlich? Woher kommt die drängende Sehnsucht zu erfahren, was jemand sagt, bevor er für immer schweigt?

„Das letzte Wort hat anekdotischen Charakter; es ist weniger eine Überlieferung als eine Kennzeichnung. Es wird in einer notwendigen Beziehung zu seinem Mann stehen und damit auf eine Schicht weisen, in der die Dinge sowohl ominös wie numinos werden. Dort hören die Umstehenden, gleich den Evangelisten, Verschiedenes.“

Das ist schon gut formuliert, aber hätte Goethe selbst es nicht noch besser sagen können? Etwa so: „Madame Roland, auf dem Blutgerüste, verlangte Schreibzeug, um die ganz besonders Gedanken aufzuschreiben, die ihr auf dem letzten Wege vorgeschwebt. Schade, dass man ihr's versagte; denn am Ende des Lebens gehen dem gefassten Geiste Gedanken auf, bisher undenkbar; sie sind wie selige Dämonen, die sich auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend niederlassen.“ Goethe: Maximen und Reflexionen; Allgemeines, Ethisches, Literarisches; VII.; Nr. 395.

Hier, bei Goethe, selige Dämonen; dort, bei Ernst Jünger, dem Sammler von Orden, Käfern und letzten Worten, das überraschende Bild von den Aposteln, zu denen im Fall Goethes auch zweifelhaftes Erscheinungen

notiert Wilhelmine Schütze in ihrem Tagebuch: „Der alte Goethe ist unwohl.“ Kanzler Müller am 20. März: „Goethe kränker.“ Friedrich Wilhelm Riemer am selben Tag: „War Goethe gefährlich krank. Nicht mehr zu sehen und zu sprechen.“ Tags darauf Wilhelmine Schütze: „Es ist wieder leidlicher mit Goethes Befinden, nur sehr matt soll er sein, und man fürchtet doch viel.“ Riemer am Todestag: „halb zwölf Uhr *mortalis esse desiit!*“ Und Wilhelmine Schütze: „Der alte Goethe sei tot! So ist auch Weimars letzter Stern erloschen, und immer öder wird es hier.“

Werfen wir einen letzten Blick in Goethes Sterbezimmer im Augenblick seines Todes: Goethe sitzt in seinem Lehnstuhl. Coudray, ebenfalls sitzend, befindet sich im Arbeitszimmer nebenan, soll Goethe aber durch die geöffnete Tür sehen können. Ob er wirklich gehört hat, was er zwei Tage später niederschreiben wird? „In der Phantasie schien er ein Papier an dem Boden liegend zu erblicken, denn er fragte: ‚Warum man Schillers Briefwechsel hier liegen lasse?‘ Gleich nachher rief er Friedrich zu: ‚Mach doch den Fensterladen im Schlafgemach auf, damit mehr Licht hereinkomme!‘ Dies waren seine letzten vernehmlichen Worte.“ Ebenfalls nebenan anwesend: Frédéric Soret, Carl Friedrich Ernst Frommann und Luise Seidler. Keiner von ihnen wird später die Worte „Mehr Licht“ erwähnen. Aber wer ist eigentlich Friedrich, der das Fenster öffnen sollte?

Goethe hatte Diener, Schreiber, Sekretäre. Im Laufe seines Lebens beschäftigte er elf Leibdiener, die er meist „Carl“ genannt haben soll, ganz gleich, welchen Vornamen sie hatten. Sein letzter Carl hieß Gottlob Friedrich Krause, sein letzter Sekretär Friedrich Theodor David Kräuter. Hat Gero von Wilpert womöglich den einen Friedrich mit dem anderen verwechselt? Goethe hatte Sekretär Kräuter am 11. November 1831 zum Kustos des Weimarer Münzkabinetts befördert, aber im Sterbezimmer dürfte Kräuter, anders als Diener Krause, nicht gewesen sein. Carl, also Friedrich, also Krause: „Es ist wahr, daß er meinen Namen zuletzt gesagt hat, aber nicht um die Fensterladen auf zu machen, sondern er verlangte den Botschanper, und den nahm er noch selbst und hielt denselben so fest an sich, bis er verschied.“ Sternberger dürfte gewusst haben, warum er das Wort Courtoisie gebrauchte: Der „Botschanper“ ist der *Pot de Chambre*, der Nachtopf.

Darf diese Geschichte so enden? Kann es sich wirklich so zugetragen haben, wie Krause behauptet? Durchaus, meint Joachim Seng vom Freien Deutschen Hochstift im Goethe-Haus. Goethe hatte „die Freunde und Mitarbeiter aus seinem Umfeld schon wissen lassen, was er von letzten Worten hielt: Sie seien oft von besonderer Klarheit und bedeutend. Und seine Nachwelt tat ihm den Gefallen. Nur sein treuer Diener Friedrich Krause hielt es nicht für notwendig, die Wahrheit durch Dichtung zu ersetzen.“

So konnte Goethes Nachruhm beginnen, und Bettine von Arnim unbehelligt von irdischen Belangen Goethes Vergöttlichung unverzüglich in Angriff nehmen: „Aufgeföhren gen Himmel; die Welt ist leer, die Triften oede; denn gewiß ist daß dein Fuß hier nicht mehr wandert, mag auch Sonnenschein die Wipfel jener Bäume beglänzen, die du gepflanzt hast ...“

So viel Adoration ist schwer erträglich. Deshalb: Mehr nicht.



RUG STAR
by J. Dahlmans

Design Isfahan Woods, Harvest Gold & Light Blue,
handknotted Tibetan Weave, 40% finest silk



Leuchte Panthella von Verner Panton für Louis Poulsen



Sessel Structure von Alain Gilles für Bonaldo



Vase Calice von Ettore Sottsass für Kartell



Tisch Ciak von Mr Smith Studio für Alma Design



Eames Elephant von Charles & Ray Eames für Vitra



Boiler Osa von Art-U für Unical



Beistelltisch Shy von João Bessa für Bessa Design

GRÜNER WIRD'S NICHT

Einmal im Jahr bestimmt Pantone die „Farbe des Jahres“. Und plötzlich hat alles nur noch einen Ton. Für 2017 hieß er: Greenery.



Kommode Louis XV von Annie-Pierre Moissonnier für Moissonnier



Frottierserie Rid Collection Loop von Bettenrid



Tragbarer Lautsprecher Helene von Vifa



Isolierkanne Cone von Emsa



Ledergeldbörse von Elfenklang

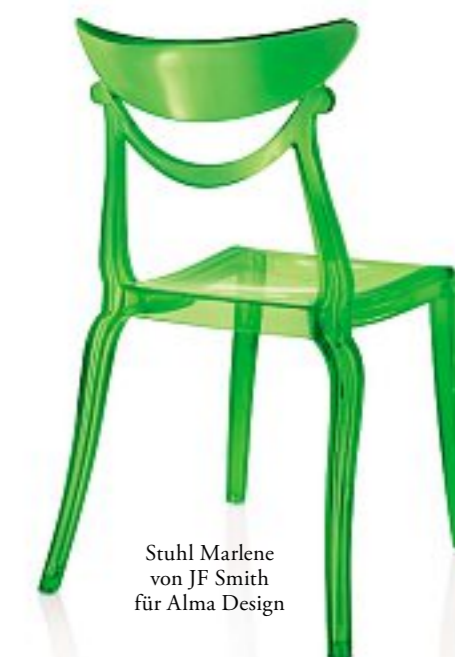
Was lässt sich nicht alles in eine Farbe geheimnissen. Nehmen wir die Farbe Grün. Also nicht irgendein Grün, sondern Greenery (Code 15-0343), ein Grün mit einem Hauch Gelb, ein Grüngelb also. Oder doch ein Gelbgrün? Da scheinen sich die Fachleute nicht ganz einig zu sein. Fragen wir die Frau, die es wissen muss: Leatrice Eiseman. Sie ist Direktorin des Farben-Instituts von Pantone und hauptverantwortlich für den Hype um dieses Grün. Im Dezember hat Leatrice Eiseman Greenery groß herausgebracht – als „Farbe des Jahres 2017“. Ausgewählt wurde sie von Farbfachleuten, die sich jedes Jahr geheim in einer europäischen Metropole treffen, um dem Zeitgeist auf die Spur zu kommen. Heraus kommt seit dem Jahr 2000 die Farbe des jeweils nächsten Jahres. Die erste hieß Cerulean und war kein neues Material für eine Küchenarbeitsfläche, sondern ein Azurblau. Da klingt Greenery doch fast schon sympathisch.

Greenery, so lässt Leatrice Eiseman wissen, ist „ein frisches und pikantes Gelbgrün“, das an die ersten Frühlingstage erinnert. Selbstverständlich kann uns Greenery auch Halt in politisch tumultuarischen Zeiten bieten (Donald Trump war im Dezember 2016 schon gewählt). Das klingt etwas abwegig, und Greenery könnte eigentlich auch eine Randnotiz der Zeitgeschichte bleiben, anders als mutmaßlich Donald Trump. Doch leider wird die „Farbe des Jahres“ von Marketingmenschen und PR-Agenturen auf der ganzen Welt herbeigesehnt. Endlich eine Gelegenheit, Neues und gern auch Altes hervorzukramen! Denn nicht, dass Sie jetzt denken, Greenery wäre ein Trendsetter, und Hersteller würden ihre Möbel und Produkte alljährlich in diese eine Farbe tauchen, die uns vorgegeben ist. Sie suchen einfach Passendes heraus und vermarkten es ungeniert, ein ganzes Jahr lang.

Da heißt es, der grün-gelbe Farbton verleihe Kraft und Energie, das ausdrucksstarke Greenery steigere in unseren digitalen Zeiten das Verlangen nach der natürlichen Welt, und überhaupt sei Grün schon immer eine Farbe für gute Träume gewesen. Das mag alles sein, doch dafür, dass es in gut einem Monat mit dieser Greenhysterie schon wieder vorbei ist, doch etwas viel des Guten. Wir sind gespannt, was Leatrice Eiseman als nächstes aus dem Hut zaubert. Vielleicht Black Onyx? Aber wer will schon schwarze Zeiten heraufbeschwören? (pps.)



Wandfarbe Boxington 84 von Little Greene



Stuhl Marlene von JF Smith für Alma Design



Tischleuchte Elmetta von Tommaso Caldera für Incipit lab



Gebäckdose von Wesco



Korb Nestbasket von Reisenethel



Bank Louis XIV von Annie-Pierre Moissonnier für Moissonnier

FOTOS: HERSTELLER



Nie ohne Hund: Ana Relvão und Gerhardt Kellermann mit Ada, einem Whippet

Auf der Wiesen fing alles an

Das Münchner Designer-Duo Relvão Kellermann ist gut gestartet. Ihr nächstes Projekt: eine Ausstellung in Köln.

Von Peter-Philipp Schmitt
Fotos Jan Roeder

Kennengelernt haben wir uns auf dem Oktoberfest.“ Schnell schiebt Gerhardt Kellermann hinterher: „Das stimmt wirklich!“ Dann beginnt er zu lachen, weil er ahnt, was sein Gegenüber womöglich denkt. Ganz so klischeehaft, wie man vermuten könnte, ist die Wiesen-Kennenlern-Geschichte von Ana Relvão und Gerhardt Kellermann aber nicht. Man muss nur weiter ausholen.

Kellermann, 1983 in Rumänien geboren, ist in Stuttgart aufgewachsen. Dort verschlug es ihn an die Kunstakademie, von der er begeistert war, weil die Studenten in eigenen Werkstätten selbst viel Hand anlegen können. Darum trägt sie auch den Spitznamen „MacGyver-Schule“, benannt nach dem erfindungsreichen Tüftler aus der amerikanischen Fernsehserie der achtziger Jahre.

Nach dem Studium ging Kellermann nach München, um im Studio von Nitzan Cohen zu arbeiten, der damals Gastprofessor in Stuttgart war und inzwischen Professor an der Freien Universität Bozen ist. Früher arbeitete Cohen für den Münchner Designer Konstantin Grcic, so wie Stefan Diez, der sich dann ebenfalls in München selbstständig machte. Für Diez wiederum arbeitete Ana Relvão.

Weil sich die untereinander eng verbandelten Münchner Designer so gut verstehen, treffen sie sich einmal im Jahr beim Oktoberfest. Und da lernten sich der damalige Cohen-Mitarbeiter Kellermann und die damalige Diez-Mitarbeiterin Relvão kennen. Seit diesem Frühjahr sind die beiden verlobt. „Zum Heiraten hatten wir bisher einfach keine Zeit“, sagt die Portugiesin, die 1986 geboren wurde und in Lissabon Design studiert hat.

Das Studio Relvão Kellermann, das es gerade einmal seit drei Jahren gibt, ist glänzend gestartet. Viele Produkte haben sie schon zur Serienreife gebracht. Ihre Arbeiten fallen auf, da sie durchdacht und ungewöhnlich sind. Ihr Garderobenhaken Ring Hook für Schönbuch ist ein gutes Beispiel: Im Grunde ist es nur ein längliches Stück Holz, das vertikal an der Wand befestigt wird. Darüber kann man lose einen Mantel oder einen Taschenriemen hängen. Im Holz ist aber auch ein Edelstahlring für einen Kleiderhaken. Einfach und funktional sei der Ring Hook, sagen die beiden, und auch ohne Behang ein Blickfang und kein störendes Element an der Wand.

Oft arbeiten Relvão Kellermann mit kleinen Unternehmen zusammen, gerne in Portugal, wie mit der Brillenmanufaktur Sociel aus Gondomar bei Porto. Dort entstehen nach Münchner Entwürfen Gestelle, die von Hand und aus Azetat gefertigt werden. Nach der limitierten RK-Edition Shades entwickelten die beiden die Sonnenbrillenserie S1, die von Sociel einzeln angefertigt wird und über die Münchner Marke Seymoure zu haben ist.

Die Karaffe Dual Set wiederum hat das Designer-Duo für die portugiesische Marke Util entworfen. „Wir waren zunächst nicht begeistert und dachten, nicht noch eine Karaffe mit rundem Boden“, erzählt Ana Relvão. Doch

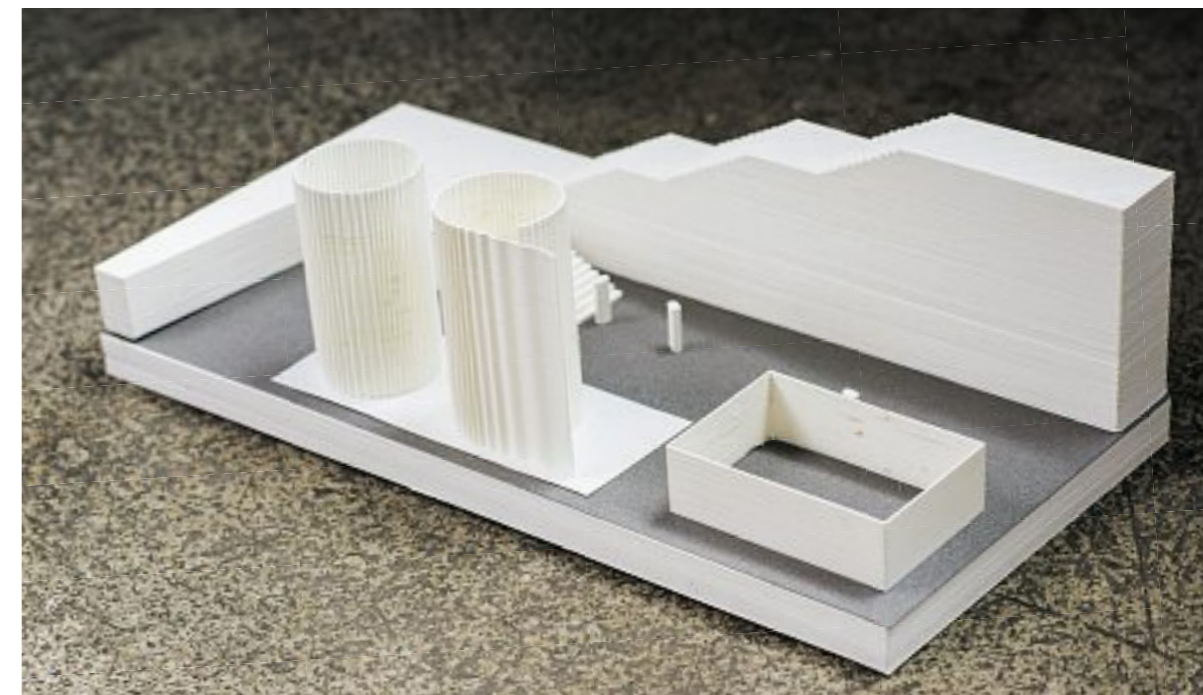
dann habe der Art-Direktor von Util, Manuel Amaral Netto, sie herausgefordert. Die beiden begannen zu recherchieren und fragten sich, wie Wasser in verschiedenen Kulturen dargeboten wird. „In Japan gehört es zur Etikette, dass man erst dem anderen Wasser einschenkt, bevor der einem dann selbst Wasser einschenkt.“ So entstand die Idee zu ihrer Karaffe, die keinen runden, sondern einen ovalen Boden hat. Auch der Hals wirkt wie von beiden Seiten eingedrückt, sodass das mundgeblasene Gefäß zwei Ausgießer hat. Zum Set gehören noch zwei asymmetrisch geformte Gläser und ein Aluminiumtablett.

Relvão Kellermann wissen ihre Unabhängigkeit zu schätzen. Dabei hatten sie das verlockende Angebot, dauerhaft für den Küchenhersteller Bulthaupt zu entwerfen. „Wir wollten uns aber nicht auf Küchendesign festlegen lassen“, sagt Kellermann. Überhaupt verstehen sie sich als Produktdesigner, nicht als Möbeldesigner. 2012 hatten sie dann die Chance, Teil einer „Designer-WG“ zu werden. Sie zogen mit dem einstigen Chefdesigner von Siemens, Herbert H. Schultes (Jahrgang 1938), in ein Studio an den Ammersee. Wenn nötig, entwarfen sie zu dritt, jeder von ihnen verfolgte aber auch seine eigenen Projekte.

Als der Mietvertrag nach zwei Jahren auslief, gingen Relvão und Kellermann zurück nach München, wo ihnen der Architekt Muck Petzet Räume in seinem Büro in der Ludwigsvorstadt anbot. Gleich nebenan haben nun die türkische Modedesignerin Ayzit Bostan und die niederländische Fotografin Erica Overmeer, Petzets Frau, ihre Ateliers. Muck Petzet selbst, der 2012 für den Deutschen Pavillon auf der Architekturbiennale in Venedig verantwortlich war, hat sich an der Isar verkleinert und konzentriert sich vermehrt auf sein Büro in Berlin.

„Das war hier seine Küche“, erzählt Gerhardt Kellermann. Davon ist in ihrem Studio nun nichts mehr zu sehen. Auf einem Sofa an der Fensterfront liegt Ada, ein Whippet, der zu den kurzhaarigen Windhunden gehört und darum unter eine Decke geschlüpft ist. Fest im Blick hat Ada die Schreibtische, an denen Relvão und Kellermann zusammen mit ihrem Assistenten Florian Giele arbeiten. Neben an in einer Kammer stehen drei 3-D-Drucker. Einer von ihnen ist fast immer in Betrieb, druckt mal ein dreieckiges Brillenetui aus, das zur limitierten Edition ihrer Sonnenbrillen gehört, mal den Treppenabsatz des Museums für Angewandte Kunst Köln (MAKK). Dort wird ihr nächstes größeres Projekt zu sehen sein, zur Möbelmesse in Köln im Januar.

Für die Frankfurter Agentur Stylepark bereiten Relvão Kellermann eine Ausstellung vor, aber nicht auf dem Messegelände. Mitten in Köln sollen Neuheiten ausgewählter Hersteller gezeigt werden. Die Krux: Die Neuheiten werden meist erst kurz vor der Messe fertig, und es gibt oft nur einen einzigen Prototypen. Im MAKK wird also nicht ein fertiges Produkt zu sehen sein, sondern ein 3-D-Hologramm der jeweiligen Neuheit. Daran arbeiten Relvão und Kellermann zur Zeit. Das erste Modell des MAKK ist fertig und steht im Studio bereit. Verwirklicht wird es erst Mitte Januar. Die Erwartungen sind hoch. An der Ausstellung, die von Stylepark kuratiert wird, ist auch die Kölner Messe beteiligt, die so den Schritt vom Messegelände in die Stadt wagt. Die beiden Münchner Designer könnten also helfen, die ganze Szene auf neue Ideen zu bringen. ◀



Das MAKK in klein: Im Museum für Angewandte Kunst Köln werden zur Möbelmesse Neuheiten gezeigt – als 3-D-Hologramme. Daran beteiligt sind Aussteller, die von der Design-Agentur Stylepark ausgewählt wurden.



Zusammenklappen und wegrollen: Für den Büromöbelhersteller Gumpo ist dieser Stehtisch gedacht – bisher ein Prototyp.



Ein bisschen Retro: Die Sonnenbrillen aus Azetat werden von der Manufaktur Sociel in Portugal gefertigt.



Japanische Trinkkultur: Die Karaffe Dual Set (Util) aus mundgeblasenem Glas ist oval und hat zwei Ausgießer.



Stilio Uno.
Große Klasse.

Stilio Uno-Kronleuchter verbinden vorbildlich geometrische Form und puristisches Design mit moderner Hochleistungs-LED-Technik. Die handgefertigten Pendelleuchten dieser Familie eignen sich ideal für die Einrichtung repräsentativer Räume. Stilio Uno ist in drei Größen erhältlich - von 550 bis 1200 mm Durchmesser.



Focus Open 2017
Silber
Internationaler Designpreis
Baden-Württemberg

LICHT IM RAUM®

Dinnebier GmbH
Graf-Adolf-Str. 49
40210 Düsseldorf
Telefon 02 11/9 94 00-0



Eine Couch für Coco

Zu Besuch bei einer Ikone:
Die dänische Marke &tradition richtet sich bei Chanel neu ein.

Von Peter-Philipp Schmitt
Fotos Cornelia Sick

Von seinem Bett aus konnte Jean Cocteau die Ulmen an den Champs-Élysées sehen, auf der anderen Seite den Obelisken auf der Place de la Concorde. Dabei wohnte der Schriftsteller nur im Zwischengeschoss unterhalb der eigentlichen ersten Etage, in der seine damalige Freundin residierte. Coco Chanel war 1923 in das 340-Quadratmeter-Apartment an der Rue du Faubourg Saint-Honoré im achten Arrondissement in Paris gezogen. Cocteau folgte ihr 1928 in die Nummer 29. Bald schon gab es Gerüchte, die beiden würden heiraten. Doch daraus wurde nichts. Allerdings hinterließ Cocteau ihr einige prachtvolle Fresken an der Decke, die sich erhalten haben.

Vieles hier erinnert an Coco Chanel: Die hölzernen Art-déco-Vertäfelungen gab es damals schon, auch die tänzelnden Nackten über den Türrahmen. Die Toilette im Kleiderschrank war angeblich ebenfalls Chanel's Idee. Die Möbel aber sind jüngeren Datums und sehen so gar nicht nach Jugendstil oder nach Louis XIV. aus, der Zeit, aus der das Haus stammt. Die Möbel sind neu. Martin Kornbek Hansen hat sie aus Kopenhagen mitgebracht.

Im Geschoss unter der früheren Wohnung der berühmtesten Modedesignerin der Welt hat heute eine Agentur ihren Sitz, die Veranstaltungen organisiert: die MR-Agentur von Melissa Regan. Sie hatte auch die Idee, die Beletage, die sich im Privatbesitz befindet, neu einzurichten und entschied sich für die aufstrebende dänische Marke &tradition von Kornbek Hansen. Der Zweiunddreißigjährige hat sich in nur sieben Jahren einen Namen gemacht. Er hat Entwürfe alter Meister wie Arne Jacobsen und Verner Panton ebenso im Programm wie junge Designer. Die Spannweite funktioniert erstaunlich gut: Die aktuelle Kollektion haben der Deutsche Sebastian Herkner, der Spanier Jaime Hayon, der Finne Harri Koskinen, der Schwede Andreas Bozarth Fornell und der Italiener Luca Nichetto bestückt.

Im ehemaligen Esszimmer von Coco Chanel steht nun der Dreisitzer Mayor von Arne Jacobsen und Flemming Lassen, den die beiden einst für das von ihnen erbaute Rathaus von Søllerød im Norden Kopenhagens schufen. „Es ging aber nie in Produktion“, sagt Kornbek Hansen. Erst der &tradition-Chef bekam die Rechte an dem Entwurf vom Enkel Jacobsens zugesprochen. Nun steht der 70 Jahre alte hochbeinige Klassiker mit seiner Knopfheftung neben dem gerade einmal zwei Jahre alten Couchtisch Palette von Jaime Hayon, für den er gleich vier Materialien – Messing,



Art déco trifft auf Minimalismus: Der Sessel Fly und die Stehleuchte Copenhagen Pendant, beide entworfen von Space Copenhagen, wurden dieses Jahr von &tradition vorgestellt.

Stahl, Marmor und Holz – kombinierte. Couch und Tisch stehen auf dem Teppich The Moor des schwedisch-dänischen Designerinnen-Quartetts All the Way to Paris (Tanja Vibe, Petra Olsson Gendt, Elin Kinning, Matilde Rasmussen).

Am Kamin, der mit Marmor eingefasst ist, steht noch ein Beistelltisch: Shuffle von der Norwegerin Mia Hamborg. Der Entwurf von 2010 erinnert an ein Kinderspielzeug, bei dem bunte Scheiben über einen Stecken geschoben werden. Nur sind hier die zum Teil gewichtigen Elemente aus MDF, Eichenholz und Marmor. Auf dem Kaminsims stehen die Vasen True Colour vom Niederländer Lex Pott, aus Messing, Kupfer, Stahl oder Aluminium, auf dem Tisch Palette die mundgeblasenen Glasschalen Tricolore von Sebastian Herkner.

„Wir haben versucht, Materialien auszusuchen, die zu dem Raum passen“, sagt Signe Hytte. „Entwürfe aus Marmor ergänzen sich gut mit dem Kamin hier im ehemaligen Speisezimmer.“ Die junge dänische Designerin hat zusammen mit Kornbek Hansen einen Teil der einstigen Chanel-Wohnung eingerichtet. Sie führt durch das Apartment, in dem die Gründerin des nach ihr benannten Mode-Imperiums früher rauschende Partys feierte. An Dienern herrschte offenbar kein Mangel: Für sie gab es eine eigene Treppe von der Küche hinauf in den ersten Stock und einen Seitengang, der durch eine in der Holzvertäfelung verborgene Tür direkt ins damalige Esszimmer führte.

Nun sitzt Martin Kornbek Hansen vor dieser Tür und erzählt, wie er mit 25 Jahren mit Hilfe seiner Familie sein Unternehmen &tradition gründete. „Meinem Großvater Simon Hansen gehörte ein Stahlwerk, das hauptsächlich Küchenwerkzeuge und Bestecke herstellte.“ Aus dem Familienunternehmen wurde die große dänische Einrichtungsmarke Menu. Sein jüngerer Bruder Joachim ist Designchef der Firma, in der auch Simon Hansen und sein Sohn Bjarne sowie eine Schwester von Martin Kornbek Hansen arbeiten. Er selbst träumte aber davon, sich selbstständig zu machen. Die Chance bot sich ihm nach seinem Wirt-

schaftsstudium: Kornbek Hansen kaufte Klaus Kastbjerg sein Einrichtungsunternehmen Unique Copenhagen auf der Insel Papiroen in Kopenhagen ab und gab ihm den Namen &tradition. Auf der Papierinsel, die so heißt, weil dort einst Papier hergestellt wurde, hatte Kornbek Hansen bis zu diesem Jahr seinen Hauptsitz. Nun ist er mit seinen 35 Mitarbeitern in ein altes Stadthaus mit 1600 Quadratmetern gezogen – direkt am Park von Schloss Rosenborg.

Auch die Besitzverhältnisse haben sich geändert. Sein Vater und das Unternehmen Menu haben ihre Anteile verkauft, 50 Prozent der Marke gehören nun Mette und Rolf Hay und der von ihnen gegründeten dänischen Möbelmarke Hay sowie Troels Holch Povlsen, dem Gründer der dänischen Modekette Bestseller. Weitere 25 Prozent hat Holch Povlens Sohn Anders übernommen, die restlichen 25 Prozent bleiben im Besitz von Martin Kornbek Hansen, der die Geschäfte weiter führt. „Durch die neuen Beteiligungen können wir uns globaler aufstellen“, sagt Kornbek Hansen. Noch sei Skandinavien der größte Markt, doch danach folgen schon die Benelux-Staaten und Deutschland. „Am schnellsten wächst unsere Kundschaft in Asien.“ Sein Erfolgsgeheimnis: „Ich renne keinen Trends hinterher. Ich will Innovation mit Tradition verbinden – darum auch der Name meines Unternehmens.“ Deshalb habe er Lizenzen von Klassikern erworben wie etwa der Flower-Pot-Leuchte von Verner Panton, einer Pop-Ikone der Sechziger.

Für den Panton-Entwurf war in Coco Chaneels ehemaligem Apartment kein Platz. Auf Dauer werden die Möbel aus Kopenhagen auch nicht bleiben. Der Ort aber soll nicht wieder in Vergessenheit geraten. Die amerikanische „Vogue“-Chefin Anna Wintour lud schon zu einem Essen zu Ehren Chaneels in die Räume ein. Dass die Designerin dort 1932 ihre mit Paul Iribe entworfene Schmuckkollektion „Bijoux de Diamants“ präsentierte, ist kaum bekannt – auch weil sie wenig später im Hôtel Ritz an der Place Vendôme eine rückseitig zur Rue Cambon gelegene Zweizimmer-Suite bezog, in der sie 1971 starb.

Eine Couch für Coco



Ein Däne in Paris: Martin Kornbek Hansen

KOINOR

SOFAS
FOR FRIENDS



Händler unter www.koinor.com

NELLOW – bezaubert mit seiner einzigartigen Form. So ungewöhnlich und schön ... Eine schwingvolle Linienführung lässt wunderbare Kurven entstehen und das exklusive Dickleder verleiht dem Möbelstück eine ganz besondere Haptik. Veredelt wird NELLOW durch eine Kältchennaht mit stilvollem Kontrastfaden oder einem schlichten Faden in Bezugsfarbe. Die leger-lockere Polsterung verspricht einen wirklich außergewöhnlichen Sitzkomfort. **MADE IN BAVARIA, GERMANY.**

GLOW IN THE DARK

Wenn Tiere leuchten, kann es gefährlich werden.
Biolumineszenz ist aber auch eine große Chance, zum
Beispiel für Lichtquellen ohne Elektrizität.

Von Stephan Finsterbusch

Was mit SM U-34 geschah, ist bis heute ein Rätsel. Als das deutsche U-Boot in den letzten Tagen des Ersten Weltkriegs die Kämpfe im Mittelmeer einstellte und Kurs auf den Heimathafen in Kiel nahm, musste es durch die Straße von Gibraltar. Dort aber lagen die Engländer mit ihren Kanonenbooten. Kapitän Johannes Klasing ließ alle Lichter an Bord löschen, die lauten Dieselmotoren herunter- und die leisen Elektromotoren hochfahren. U-34 tauchte ab – und wurde nie wieder gesehen.

Im Jahr 1966 wird das U.S. Naval Oceanographic Office schreiben, das Meer habe geglimmt, als die Deutschen auf Tauchgang gingen, wie eine tauchende Fackel. Das Licht im Meer ließ die Engländer binnen einer halben Stunde zielgenau und verheerend zuschlagen, wie Vincent Pieribone und David Gruber in ihrem Buch „A Glow in the Dark“ schrieben. Das letzte deutsche U-Boot im Ersten Weltkrieg war schnell versenkt.

Im Dezember 1997 machten sich drei französische Meeresforscher auf und gingen dem geheimnisvollen Licht nach. Vor Gibraltar erkundeten sie das Phänomen, das die Deutschen einst enttarnt hatten. Mit einem Forschungsschiff fuhren sie an den westlichen Rand des Mittelmeers. Zwischen dem spanischen Almería und dem algerischen Oran maßen sie die Temperatur und den Salzgehalt des Wassers, loteten Strömungen aus und fischten tonnenweise

Plankton aus den Fluten. Plankton setzt sich aus Milliarden winziger Organismen zusammen: Kiesel-, Blau- und Grünalgen, Kokken und Stäbchen, Borstenwürmer, Fischlarven, Panzergeißler und vor allem Dinoflagellaten. Die sind kaum größer als eine einzelne lebende Zelle, treten in mehr als 1000 Arten auf und haben eine erstaunliche Fähigkeit: Sie haben eine Art inneres Licht und können von sich aus leuchten. Und damit sind die Dinoflagellaten nicht mal allein.

Bei Jens Hellinger an der Ruhr-Universität Bochum steht im Keller ein großes Aquarium. Darin schwimmen *Anomalops katoptron*, Blitzlichtfische. Der Zoologe erforscht im Team von Stefan Herlitze, warum Tiere leuchten. Die Forscher fragen sich: Wie machen die Tiere das? Warum machen sie das? Kann man das adaptieren? Der Blitzlichtfisch lebt eigentlich im Pazifik. Deutsche Forscher hatten ihn dort schon vor etwas mehr als 100 Jahren entdeckt. Aber nun erst geht man dem geheimnisvollen Phänomen auf den Grund.

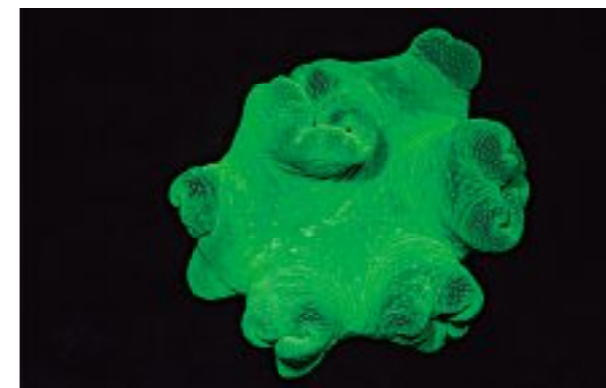
Ein bisschen Licht haben sie schon in die Dunkelheit geworfen. Der Blitzfisch lebt in Partnerschaft mit leuchtenden Bakterien. Die sitzen in drehbaren Organen unter den Augen der Fische und werden von ihnen für Blinksignale bei der nächtlichen Futtersuche eingesetzt, als eine Art Scheinwerfer. Wie die Forscher in „Plus One“ schreiben, können die Fische damit 90 Mal in der Minute blinken oder ein konstantes Leuchten erzeugen. Viele Tiere können



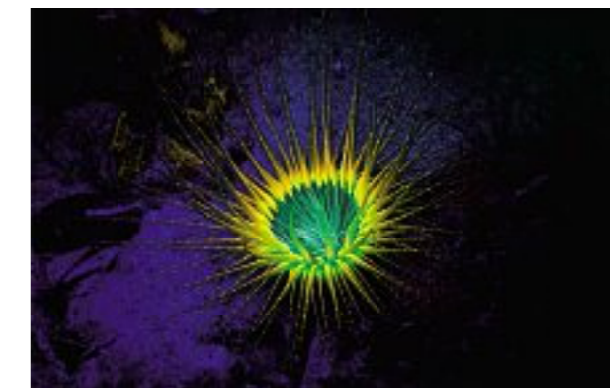
Japanischer Tannenzapfenfisch (*Monocentris japonica*)



Dreiwärzen-Sceteufel (*Cryptopsaras couesii*)



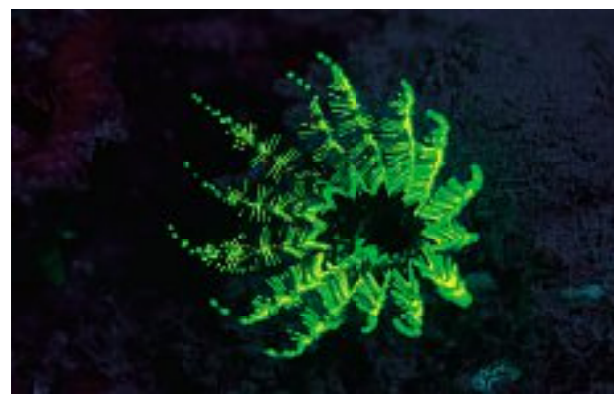
Lederkoralle (*Alcyoniidae*)



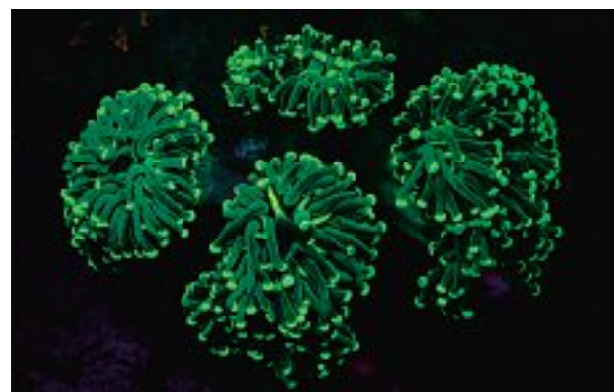
Filigrane Zylinderrose (*Cerianthus filiformis*)

Und plötzlich leuchtet es im dunklen Wasser: Dem Drachenfisch (links) dient sein Unteraugenlicht als eine Art Suchscheinwerfer.





Röhrenwurm (Branchiomma sp.)



Anemonen-Pilzkoralle (Heliopora actiniformis)

GLOW IN THE DARK

in der Tiefsee Licht generieren, sagt Hellingner. Die sagenhafte Fähigkeit der Lumineszenz haben auch Pilze, Käfer, Würmer und Korallen. Die Tiefsee leuchtet.

Und nicht nur die. Forscher des Naturkundemuseums Buenos Aires haben in den Wäldern des Amazonas gerade den ersten leuchtenden Laubfrosch entdeckt. In den Bergen von Virginia fand Paul Marek vom College of Agriculture and Life Sciences der Hochschule Virginia Tech vor zwei Jahren eine neue Art leuchtender Tausendfüßler. In den Wassern der Antarktis orientiert sich der Südliche Seeelefant bei seinen Tauchgängen an leuchtenden Kleinsttieren. Unter anderem weisen dem neun Meter langen und fast eine Tonne schweren Seeelefanten die kaum stecknadelkopfgroßen Dinoflagellaten den Weg.

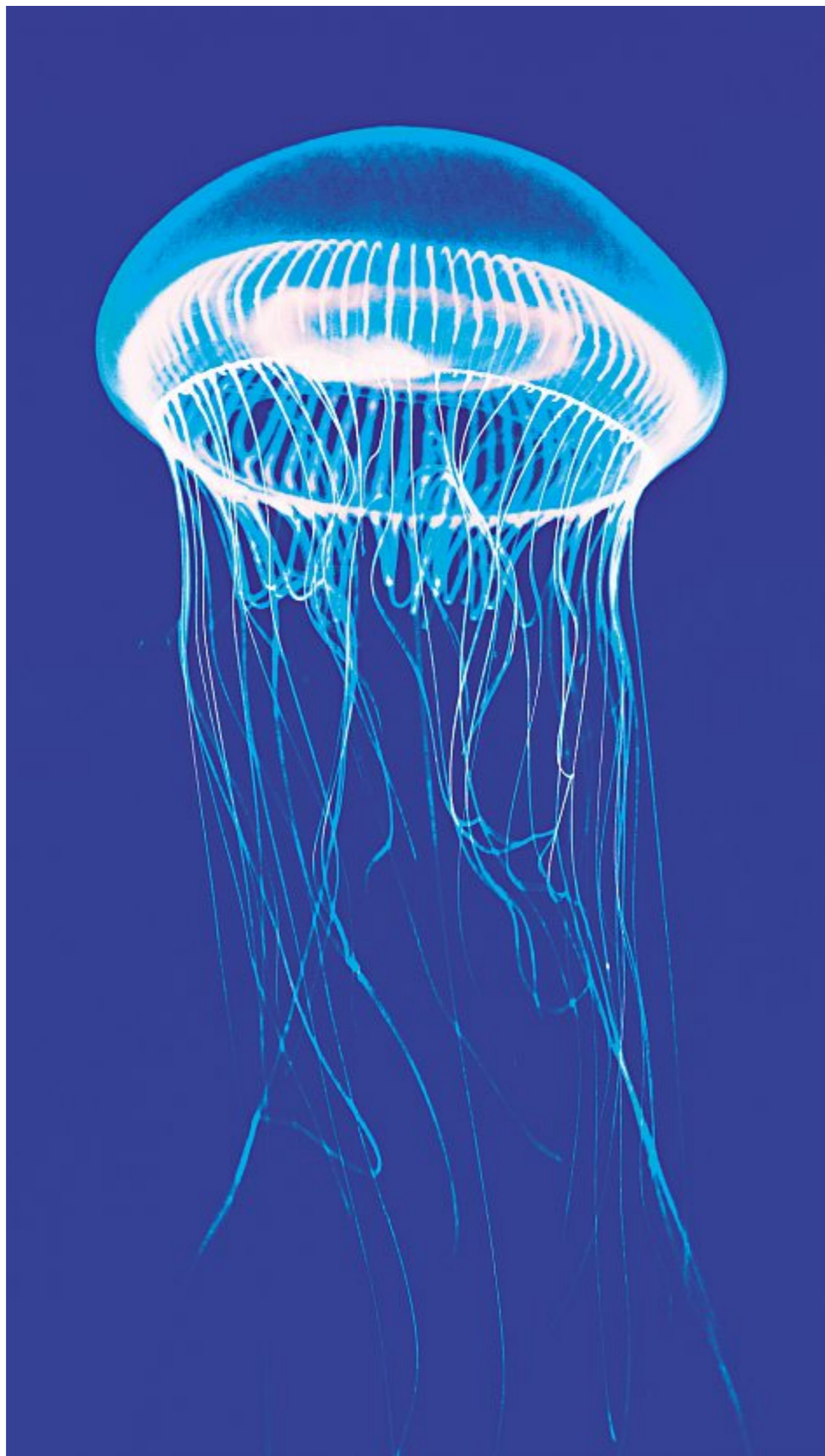
In ihrem Aufsatz „Planktonic bioluminescence measurements“ in der Zeitschrift „Oceanologica Acta“ berichten die französischen Mittelmeerforscher um Anne-Sophie Cussatlegras von ihrer Fahrt vor Gibraltar im Jahr 2001, dass eine besondere Art von Dinoflagellaten unter bestimmten Bedingungen nicht nur leuchtet, sondern geradezu glüht. Sie reagieren auf Druck, wie er etwa von stark brechenden Meereswellen ausgeht. Die Wellen verformen die Membran der Zellen der Tierchen. Das führt zu biochemischen Prozessen, bei denen ein oxidierendes Enzym geringe Mengen an Energie freisetzt, die in Form von blaugrünem Licht strahlt. Seefahrer haben es seit alters Meeresleuchten genannt, Wissenschaftler sprechen heute von Biolumineszenz.

Schon Plinius der Ältere beschrieb, wie er auf einer Wanderung durch die Bucht von Neapel seinen Stock in den glühenden Schleim einer Qualle stach. Der Schleim blieb am Stock kleben und ließ den Stecken hell wie eine Fackel leuchten. Plinius war begeistert.

Rund anderthalbtausend Jahre später legte der irische Chemiker Robert Boyle 1665 ein paar Glühwürmchen unter sein Mikroskop. Unter dem Vergrößerungsglas erkannte er, dass die Tierchen an Leuchtkraft verlieren, wenn er ihnen die Luft entzog. Sie verloschen wie ein Feuer ohne Sauerstoff.

Im 19. Jahrhundert steckten Bergleute in den englischen Midlands eingefangene Glühwürmchen in eine leere Glasflasche, verschlossen sie, stachen winzige Löcher in den Verschluss und beleuchteten unter Tage so die Gänge durch die finsternen Stollen. Der Laie, so schrieb Edmund Newton Harvey in seinem 1920 erschienenen Standardwerk „The Nature of Animal Light“, darf sich darüber wundern, der Wissenschaftler aber muss sich fragen: Wie kommt das?

Mittlerweile weiß man, dass in höheren Organismen Licht durch spezielle Organe, in Einzellern durch abgegrenzte



Qualle (Aequorea victoria)

Zellbereiche und in Bakterien im Zellplasma erzeugt werden kann. Im Inneren vieler dieser Lebewesen läuft ein komplizierter biochemischer Prozess ab. Dabei tritt ein Enzym als Katalysator auf, das auch als Luciferase bezeichnet wird. Unter Verbrauch von Sauerstoff setzt es ein Lichtpigment namens Luciferin um. Dabei gelangt das oxidierte Luciferin erst in einen elektronisch angeregten Zustand und dann binnen Nanosekunden wieder in die Ausgangslage zurück. Bei diesem Rückfall gibt es Energie ab, in Form eines Lichtquants, das Tiere und Pflanzen wie von selbst erstrahlen lässt.

So halten es viele, aber nicht alle selbstleuchtenden Organismen. Der Tintenfisch *Watasenia scintillans* hat

am Körper so etwas wie Photoporen. Die leuchtfähigen Poren werden durch ein Enzym in Gang gesetzt, das in der Leber des Tiers zusammengebraut und in den Körper geschickt wird. Bei Glühwürmchen reagiert Luciferin unter Anwesenheit des Katalysator-Enzyms Luciferase mit dem körpereigenen Energiespeicher namens Adenosintriphosphat (ATP) und Sauerstoff. Auch das setzt Energie frei, die in Form von Photonen abgegeben wird. Diese Photonen lassen den Unterteil des Hinterleibs leuchten.

Ein ganz besonderes natürliches Lichtwunder ist eine Qualle. *Aequorea victoria* lebt im Pazifischen Ozean, ist so groß wie ein Kochtopf und besitzt am Rand ihres Schirms Hunderte kleine Leuchtorgane. Sie enthalten Aequorin-



Peitschenanglerfisch (Gigantactis vanhooeffeni) mit Beute

Photoproteine. Kalziumionen bringen sie zum Leuchten. Dabei kann folgender Effekt auftreten: Die biolumineszierenden Photoproteine der Qualle erstrahlen eigentlich blau, manchmal auch grün. Dieser Farbwechsel wird durch einen Prozess ermöglicht, dem Wissenschaftler den schönen Namen Förster-Resonanzenergietransfer gegeben haben. Dabei wird die Energie eines Farbstoffs strahlungsfrei auf einen anderen Farbstoff übertragen, findet sich in den Leuchtorganen des Quallenschirms neben Aequorin doch auch das Grün fluoreszierende Protein (GFP). Dank des effizienten Energietransfers vom Aequorin auf das GFP leuchtet die Qualle mal blau, mal grün, mal blaugrün. Für das Farbspiel gibt es im Japanischen ein eigenes Wort – Aoi.

Um diesen Lichteffect und den Farbwechsel in der Natur zu studieren, fischte der japanische Biochemiker Osamu Shimomura 1961 vor der Küste von Vancouver zweieinhalb Tonnen Quallen aus dem Meer. Er seziierte sie, gewann nach wochenlanger Arbeit fünf Milligramm des lupenreinen Leuchtstoffs und nannte ihn Aequorin. Nach weiteren Analysen, die zehn Jahre dauerten, konnte er den mühsam gewonnenen Stoff auch künstlich herstellen. Eine bahnbrechende Arbeit. Im Jahr 2008 erhielt Shimomura mit zwei Kollegen den Nobelpreis für Chemie. Sie hatten als erste herausgefunden, was man mit dem Farbspiel alles machen kann.

Das GFP ist aus der Wissenschaft heute nicht mehr wegzudenken. Mitte der achtziger Jahre hatte der amerikanische Molekularbiologe Douglas Prasher sich daran gemacht, das Gen für GFP erst zu isolieren, dann zu sequenzieren und es schließlich als Marker für andere Proteine zu benutzen. Da GFP für die meisten lebenden Zellen gut verträglich ist, kann es für die Untersuchung von biologischen Prozessen in lebenden Zellen eingesetzt werden.

Schon im Jahr 1901 hatte der russische Physiologe Iwan Tarchanow biolumineszierende Bakterien in die Lymphe seiner Versuchsfrosche eingebracht, um das erleuchtete Innere der Tiere zu studieren. 1967 sammelten Ellis Ridgway und Christopher Ashley von der Universität Oregon die Photoproteine Tausender Quallen und spritzten sie ins Muskelsystem von Rankenfußkrebsen. Die Muskeln der Krebse setzen genau jene Kalzium-Ionen frei, die das Aequorin der Quallen zum Leuchten bringen. Und wirklich: Die Krebse leuchteten. Das machte Schule.

Das Beleuchtungsverfahren der Natur wird heute von Medizinern, Stadtplanern, Landwirten und Militärs angewendet. In Paris hat sich das Start-up-Unternehmen Glowee darangemacht, mit dem Gel von Millionen biolumineszierenden Bakterien nachts einen Straßenzug zu beleuchten.

Die britische Biotechfirma Lumora rüstete Pflanzensamen mit dem Katalysator-Enzym Luciferase aus, um das Innere eines Samens zu belichten und so dessen Zustand zu überwachen. Forscher der Universität von Tokio stellten 2016 eine Methode vor, bei der modifizierte Glühwürmchen-Enzyme gefährliche Krebszellen aufspüren und ihren Fang per Licht anzeigen können.

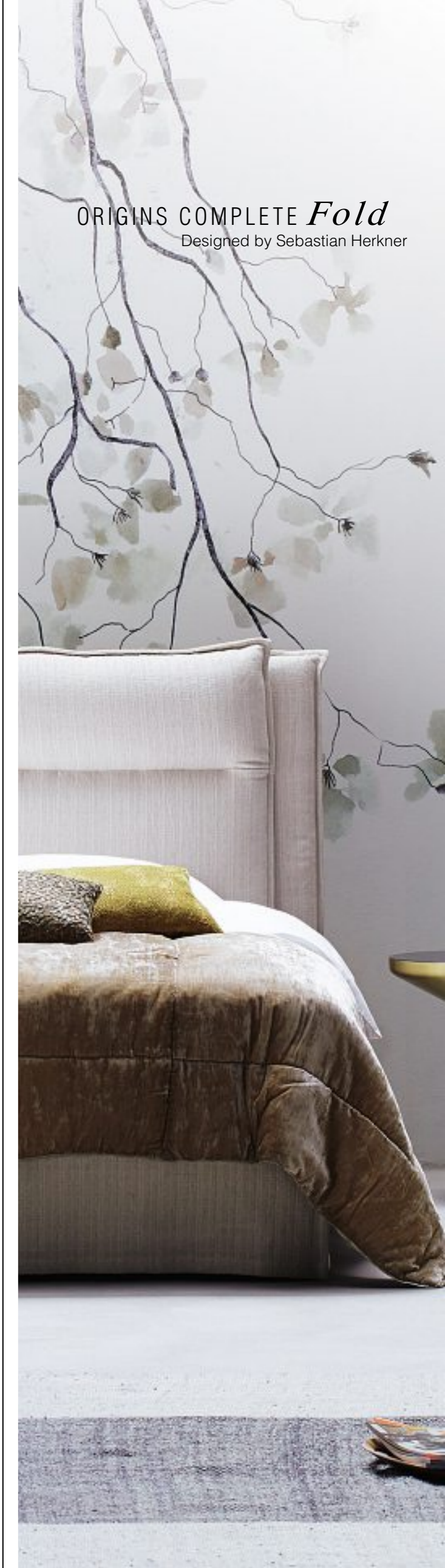
Und an der Technischen Universität Dresden machten sich Forscher um Elly Tanaka daran, dem Geheimnis des mexikanischen Schwanzlurchs auf die Spur zu kommen. Biologisch ist der Axolotl ein kleines Wunder: Gliedmaßen, Organe und sogar Teile seines Gehirns können bei Verlust voll funktionstüchtig und rasch nachwachsen. Die Wissenschaftler brachten fluoreszierende GFP-Proteine ins Erbgut eines Axolotls ein und verfolgten die Arbeitsweise einzelner Zelltypen während der Regeneration. Sie sahen, wie sich nach einer Amputation über der Wunde ein Deckgewebe bildete, das tieferliegendes Gewebe zur Heilung anregen konnte. Nach wenigen Tagen bildete sich an der Stelle der verlorenen Körperteile eine Art Knospe, aus der das neue Körperteil kam. Die Erneuerung eines verlorenen Organs, im genetischen Bauplan angelegt.

Ohne das Phänomen der Biolumineszenz wäre man diesem Plan der Natur nicht auf die Spur gekommen. Marc Zimmer vom Connecticut College stellte die erleuchtenden Proteine daher schon vor zehn Jahren auf eine Stufe mit der Erfindung der Mikroskope. Sie machten sichtbar, was dem menschlichen Auge einst eigentlich verborgen geblieben war. Zimmer nennt die Biolumineszenz daher das „Mikroskop des 21. Jahrhunderts“.

Besonders genau schaut das Militär auf die Biolumineszenz. Im Zweiten Weltkrieg rüsteten die Japaner ihre Marine mit Lampen aus, die durch Muschelkrebse erleuchtet wurden. Während des Ost-West-Konflikts, schrieb Kapitän Michael McHugh 1998 im Magazin „Undersea Warfare“, wurden selbstleuchtende Organismen gegen potentielle Angriffe durch feindliche U-Boote eingesetzt. McHugh war einst Manager des Programms der US Navy zur Abwehr strategischer Risiken für die U-Boot-Flotte. Er machte Plankton und Muschelkrebse zu Signalwaffen.

Was aber in den letzten Tagen des Ersten Weltkriegs mit dem deutschen Unterseeboot SM U-34 wirklich geschah, ist bis heute nicht ganz klar. Engländer und Amerikaner nehmen an, dass die Deutschen damals durch selbstleuchtendes Plankton tauchten, die winzigen Organismen durch die Bugwelle in Panik gerieten und heftig glühten. Das besiegelte das Schicksal des U-Boots. Denn die Engländern zögerten nicht und feuerten aus allen Rohren. ◀

ORIGINS COMPLETE *Fold*
Designed by Sebastian Herkner



SCHRAMM
home of sleep
www.schramm.ag

PFORTE ZUM KOSMOS

In den französischen Alpen steht ein Observatorium, das Licht aus vergangener Zeit einfängt. Es hilft uns, die Entstehung der Sterne und unserer Welt zu verstehen.

Von Sibylle Anderl, Fotos Thomas Vuillaume

Die Wolken hängen tief über Grenoble an diesem kühlen Herbsttag. Die Gipfel der drei Bergmassive, von denen die größte französische Alpenstadt eingeschlossen ist, verschwinden im Dunst. Im Norden sind es die voralpinen, weitgehend lieblich bewaldeten Kalkfelsen der Chartreuse, die sich an Grenoble anschließen, nordwestlich zieht sich das eindrucksvoll schroffe Vercors-Massiv gen Süden, eines der größten Naturschutzgebiete Frankreichs. Die schönsten Berge aber stehen im Südosten: Dort erscheinen majestätisch die fast 3000 Meter hohen Gipfel der Belledonne als Westausläufer der französischen Alpen. Hinter den meist schneebedeckten Spitzen noch weiter im Süden liegt das Dévoluy-Massiv. Von Grenoble ist man dorthin knapp zwei Stunden mit dem Auto unterwegs. Der dritthöchste Gipfel der Gebirgsregion, der Pic de Bure mit einer Höhe von 2709 Metern, erhebt seine Spitze aus einer besonderen geologischen Formation heraus, dem Plateau de Bure.

Das Plateau ist eine Hochebene auf 2550 Metern von erstaunlicher Größe und Flachheit, wie sie in Zentraleuropa sonst schwer zu finden ist. Seit den späten Achtzigern nutzen Astronomen das Plateau, um mit einem Zusammenschluss von ursprünglich sechs Teleskopen, deren Schalen jeweils einen Durchmesser von 15 Metern haben, den Himmel bei Wellenlängen unterhalb von drei Millimetern zu beobachten. Es geht also darum, die elektromagnetische Strahlung aus unendlichen Weiten einzufangen.

Denn das Licht ist die ursprüngliche Eintrittspforte des Menschen zum Kosmos. Galileo Galilei empfing 1610 mit einem der ersten Fernrohre das Licht der Jupitermonde und bestätigte damit das heliozentrische Weltbild des Kopernikus. Joseph von Fraunhofer spaltete 1814 das Licht der Sonne in seine verschiedenen Wellenlängen auf. Gustav Robert Kirchhoff und Robert Wilhelm Bunsen gelangten durch dieses Lichtspektrum etwa 50 Jahre später zu der Einsicht, dass die von der Erde bekannte Physik und Chemie auch für den Kosmos



Den Sternen ganz nah: Der Teleskopverbund auf dem Plateau de Bure in 2550 Meter Höhe eröffnet ein Fenster ins All. Der Weg dorthin aber ist steil, steinig und gefährlich.





Auf Schienen unterwegs: Die jeweils 125 Tonnen schweren Antennen mit den Schalen von 15 Meter Durchmesser lassen sich in verschiedene Konfigurationen bewegen.

PFORTE ZUM KOSMOS

Gültigkeit hat. 1919 konnte mit Sternlicht, abgelenkt durch das Gravitationsfeld der Sonne, bestätigt werden, dass Einstein mit der Annahme einer gekrümmten vierdimensionalen Raumzeit Recht hat.

Unser optisches Fenster ins All haben wir allerdings zunehmend geschlossen: Die Lichtverschmutzung, die den Nachthimmel hell und die Sterne unsichtbar werden lässt, zwingt Astronomen seit mehr als 100 Jahren, mit ihren Beobachtungsstätten vor der Zivilisation zu flüchten.

Gleichzeitig wurden neue Fenster ins Universum erschlossen. Die Astrophysik nutzt elektromagnetische Strahlung aller Wellenlängen, von hochenergetischer Gammastrahlung bis zu kilometerlangen Radiowellen. Optische Teleskope wie das Hubble-Weltraumteleskop senden uns Bilder, auf denen die warmen und heißen Strukturen des Alls zu sehen sind, deren Temperaturen ausreichen, sie zum Leuchten zu bringen. Weite Bereiche des Kosmos, beispielsweise das Medium zwischen den Sternen oder sehr junge Sterne, sind aber kalt und nur bei längeren Wellenlängen zu sehen, im Infraroten und bei Radiowellenlängen. Und eines der besten Observatorien für die Beobachtung des kalten Universums ist eben hier, in den französischen Alpen.

Betrieben wird das Observatorium vom Institut für Radioastronomie im Millimeterbereich (Iram), das 1979 als deutsch-französisches Projekt gegründet wurde, getragen von der Max-Planck-Gesellschaft und dem Centre national de la recherche scientifique (CNRS). Neben dem Teleskopverbund, der lange als „Plateau de Bure Interferometer“ bezeichnet wurde und heute wegen weiterer Teleskope und technischer Updates „Noema“ heißt, unterhält Iram noch ein großes Einzelteleskop in der spanischen Sierra Nevada, das 30-Meter-Teleskop am Pico del Veleta. Spanien ist der Iram-Kooperation 1990 als kleiner Partner beigetreten.

Ihren Hauptsitz haben die Astronomen aber in Grenoble. Dort arbeiten die meisten der etwa 125 Iram-Mitarbeiter. Astronomen, Techniker und Ingenieure bevölkern den zweistöckigen grauen Betonbau, der um-

rahmt ist von Bäumen und Hecken auf dem weitläufigen Campusgelände der Universität Grenoble Alpes. Auf der Straße vor dem Gebäude stehen an diesem Tag große Pfützen. Vor einer halben Stunde hat sich ein massiver Wolkenbruch über die Stadt ergossen. Kein gutes Wetter, um den Himmel zu beobachten. Und kein gutes Wetter für hochalpines Wandern zum schwer zugänglichen Teleskop.

Man werde gerne Zutritt zu den Labors in Grenoble gewähren und Gespräche ermöglichen, hatte es geheißt. Dass ein Aufstieg zum Interferometer möglich sein werde, könne aber keinesfalls versprochen werden, das sei im Herbst ein unsicheres Unternehmen. Keinesfalls dürfe man bei der anspruchsvollen letzten Etappe ein Risiko eingehen.

Die isolierte Lage des Plateau de Bures bereitete Iram in den vergangenen Jahrzehnten einige Sorgen. Seit Anfang der achtziger Jahre wurde aus dem Dorf Saint-Étienne-en-Dévoluy eine Seilbahn zum Plateau betrieben, die im Juli 1999 durch ein schreckliches Unglück in tragischer Weise bekannt wurde, als eine Kabine mit 20 Insassen ins Tal stürzte. Keiner der Ar-



Atemraubend – nicht nur, weil hier oben die Luft so dünn ist.

beiter und Iram-Beschäftigten überlebte. Daraufhin stellte Iram den Transport zum Plateau auf Hubschrauber um. Doch nur wenige Monate nach dem Seilbahnunfall gab es einen Absturz mit fünf Toten. Den Angestellten blieb seitdem freigestellt, ob sie die Hochebene zu Fuß oder mit dem Hubschrauber erreichen wollten.

Im Oktober 2015 wagte Iram einen Neuanfang und eröffnete am Ort der alten Seilbahn eine neue. Mit der 4040 Meter langen Bahn wurde unter anderem das Material zum Aufbau neuer Teleskope transportiert. Noema soll bis 2019 von sechs auf zwölf Teleskope erweitert werden. Der Hubschrauberbetrieb wurde daraufhin bis auf gelegentliche Ausnahmen eingestellt. Vor einem knappen Jahr gab es aber einen abermaligen Zwischenfall. Der Betrieb musste wieder für längere Zeit unterbrochen werden. Das ist der Grund, warum der Besuch des Plateaus so schwierig ist, warum wir nun schon seit einer Woche gebannt die Wetteraussichten verfolgen.

Direktor des Iram ist der deutsche Astronom Karl Schuster. Er leitet das Institut, dem er seit 1993 angehört, seit vier Jahren. Zu Beginn des Beobachtungsbetriebs drehen sich die meisten Projekte um kalte Molekülwolken und die darin ablaufende Entstehung junger Sterne, die sich durch

mächtige Masseausflüsse bemerkbar machen und damit die Wolken aufwirbeln. Anfang der neunziger Jahre, so berichtet er, kam ein weiteres wissenschaftliches Kernthema dazu: die protoplanetaren Scheiben, abgeflachte Strukturen aus Staub und Gas, die um junge Sterne rotieren und aus denen später Planetensysteme wie das unsere entstehen können. „Das Plateau de Bure Interferometer lieferte die erste wirklich glaubhafte Kartografierung einer um einen Stern rotierenden protoplanetaren Scheibe“, sagt Schuster.

Ein anderes Beobachtungs-Highlight ebnete dann den Weg zu einem Forschungsfeld, das nach Angaben Schusters inzwischen fast die Hälfte der eingehenden Beobachtungsanträge ausmacht: die hochrotverschobene Astronomie. Aufgrund der endlichen Lichtgeschwindigkeit schauen wir immer in die Vergangenheit unseres sich ausdehnenden Universums. Die Ausdehnung des Raums dehnt gleichzeitig das Licht, das uns aus den Tiefen des Alls erreicht, und verschiebt es zu längeren Wellenlängen. Die Iram-Observatorien haben die erste hochrotverschobene Spektrallinie des Kohlenstoffmonoxids gemessen und damit Forschung in Gang gesetzt, die sich mit der Beschaffenheit unseres Universums in dessen frühester Entwicklungsphase beschäftigt.

Noema wird fortlaufend technisch modernisiert. Zur Zeit pausiert der Beobachtungsbetrieb, damit ein neuer Korrelator eingebaut werden kann, das Herzstück des Teleskoparrays, das die Signale der Einzelteleskope orchestriert. Die Idee eines Interferometers ist die virtuelle Simulation eines großen Teleskops aus vielen kleinen Teleskopen. Der Durchmesser des simulierten großen Teleskops entspricht dabei dem größten Abstand der beteiligten Einzelteleskope. Da das Auflösungsvermögen eines Teleskops durch dessen Durchmesser bestimmt ist, liefern Interferometer eine Möglichkeit, hochauflösende Beobachtungen mit Teleskopen vorzunehmen, die selbst einen kleineren Durchmesser haben. Je mehr Teleskope in einem Interferometer vernetzt sind, desto besser ist die Bildqualität und die Empfindlichkeit in Bezug auf schwache Lichtquellen. Je größer der maximale Abstand zwischen den Teleskopen, die Baseline, desto mehr Details werden am Himmel sichtbar. Das Noema-Interfero-

meter wird gerade aufgerüstet auf zwölf Teleskope mit vergrößerten Baselines von bis zu knapp zwei Kilometern. Damit wäre Noema in Bezug auf sein Beobachtungspotential nicht mehr weit von seiner chilenischen Schwester Alma entfernt, dem aus 66 Teleskopen bestehenden größten Interferometer, das seit 2011 den Südsternhimmel untersucht.

Cinthy Herrera Contreras, eine chilenische Astronomin, Post-Doktorandin am Iram, verbringt etwa zehn Mal pro Jahr jeweils eine Woche als „astronomer on duty“ auf dem Plateau. „Als ich das erste Mal hochfuhr, war es wie ein Traum“, sagt sie. „Als Astronom will man natürlich die Teleskope auch sehen. Und es ist wunderschön dort oben, sehr ruhig.“ Gleichzeitig seien die Schichten anstrengend, auch weil sie Schwierigkeiten habe, auf 2550 Metern erholsamen Schlaf zu finden. „Man fühlt seinen eigenen Herzschlag.“ Manchmal, wenn sie nachts nicht schlafen kann, bewundert sie den Sternhimmel, der sich in der Dunkelheit der Alpen in strahlender Schönheit über dem Plateau zeigt.

Endlich hat sich das Wetter aufgehellt. Die Nacht auf Freitag ist klar. Wir starten um sechs Uhr in Grenoble und fahren mit dem Auto zur Skistation Superdévoluy. Als wir dort gegen acht Uhr ankommen, ist der Himmel nur von lockeren Wolkenstreifen bedeckt. Der Bergführer, ein drahtiger Mann mit stechend blauen Augen im wettergegerbten Gesicht, und die weiteren Wanderer unserer Gruppe warten schon. Zunächst steigen wir in einen Bus mit Allradantrieb, mit dem wir so weit fahren, wie es der steile, steinige Weg erlaubt. Schließlich erreichen wir den Beginn des letzten Aufstiegs, vorbei am „Fenster“, einem runden Loch im Felsen. Wanderschuhe sind Pflicht, außerdem bekommen wir Helme, die Strecke ist bekannt für Steinschläge und im Winter für Lawinen.

Wir klettern langsam den Weg hinauf, den der Bergführer mit Seilen gesichert hat. Die Luft ist dünn, auf dem losen Geröll muss man konzentriert gehen. Nach einer Viertelstunde haben wir das steile Stück geschafft. Auf dem Kamm öffnet sich vor uns das Hochplateau und nach wenigen Minuten sehen wir sie: Die inzwischen neun Teleskope des Noema-Interferometers blitzen im diffusen Licht. Ein

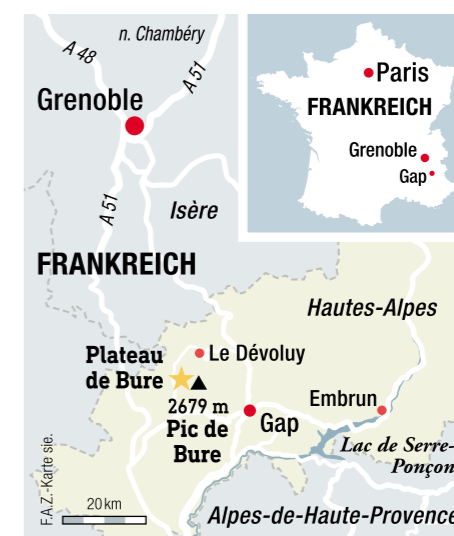
überwältigender Anblick, der sich verstärkt, als wir näherkommen und die Dimensionen der riesigen Teleskopshalen besser einordnen können.

Bertrand Gautier, der Stationsmanager, kommt uns entgegen. Seit 15 Jahren betreut er die Teleskope. Er erzählt von den laufenden Tests am neuen Korrelator, zu denen er dann auch schnell wieder hin muss. Wir betreten den Gebäudekomplex, den Ess- und Aufenthaltsraum, in dem sich alle Mitarbeiter mittags und abends zu gemeinsamen Mahlzeiten treffen. Zwischen fünf und 30 Personen arbeiten auf dem Plateau. Es gibt mindestens zwei Operateure, einen Techniker, einen Elektriker, einen Astronomen sowie den Koch und die Krankenschwester. Aus der Küche, die vom Essensraum abzweigt, strömt der Duft von Schokoladenkuchen. Der Koch ist bei den Iram-Mitarbeitern höchst beliebt, denn er kommt aus dem Pâtisserie-Gewerbe.

Wir gehen durch einen Tunnel in den Kontrollraum des Observatoriums. Auf Bildschirmen werden die laufenden Beobachtungen kontrolliert und gesteuert. Im Hintergrund sind entspannende Sphärenklänge zu hören. Patrick Chaudet ist heute Operateur. Er ist für die Musik verantwortlich. Jeder Operateur hat so seine eige-



Gigantisch: Die wahre Dimension der Teleskope erkennt man erst aus der Nähe.



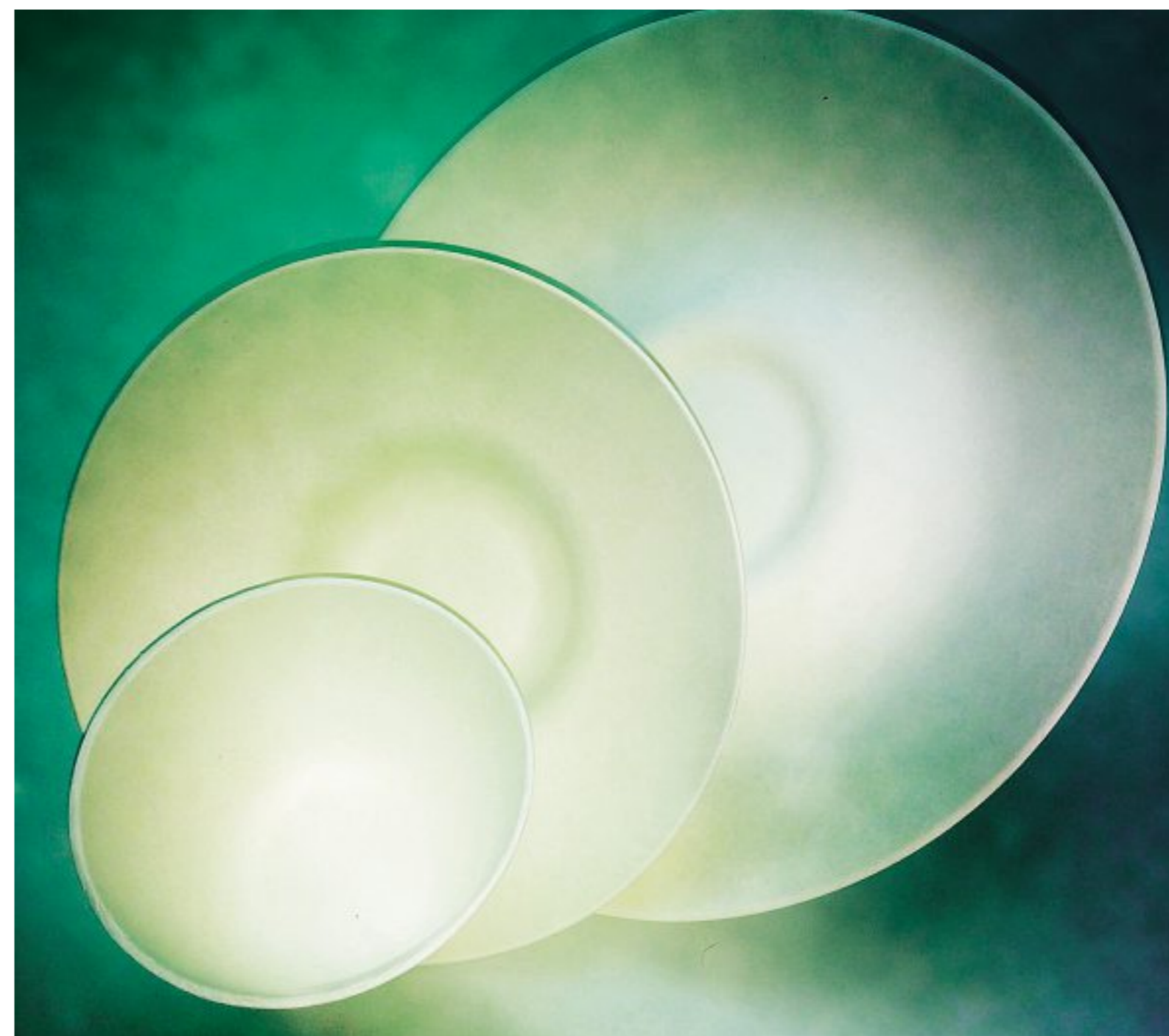
nen Vorlieben. Seit mehr als 30 Jahren arbeitet Chaudet auf dem Plateau, alle drei Wochen eine Woche lang in Zwölf-Stunden-Schichten, dann hat er zwei Wochen Freizeit im Tal. Angefangen hat er als Elektriker, mittlerweile kennt er das Plateau so gut, dass er den Himmel lesen kann wie andere die Wettervorhersage. Für die Entscheidung, was zu beobachten ist, ob lange Beobachtungsprogramme gestartet werden können oder nicht, muss der Operateur die Bedingungen einschätzen können. Das Wetter sei extremer geworden hier oben,

sagt er, die Sommer seien wärmer, und die Windrichtung habe auch gedreht. Im vergangenen Jahr habe es beispielsweise einen Sturm mit Spitzengeschwindigkeiten von 220 Kilometern in der Stunde gegeben.

Vom Kontrollraum gelangen wir in die große Montagehalle. Hier wartet der Torso des zehnten Teleskops auf seine Fertigstellung. Die Aufmerksamkeit liegt aber nicht auf dem nächsten Teleskop des Arrays, sondern auf dem neuen Korrelator, dessen erste Hälfte – ein mannshoher Schrank mit elektronischen Steckelementen – schon in einem an die Montagehalle anschließenden Raum installiert und getestet wird. Entwickelt wurde der Korrelator in Grenoble. Es sei ein Vorteil der Organisationsstruktur, dass die wichtigste Expertise im Haus vorhanden sei und Neuentwicklungen schnell umgesetzt werden könnten, hatte Iram-Direktor Karl Schuster über die Labors und Werkstätten in Grenoble gesagt.

Wir treten wieder hinaus auf die viele hundert Meter langen Schienen, auf denen sich die 125 Tonnen schweren Antennen in verschiedene Konfigurationen bewegen lassen. Bertrand Gautier, der Stationsmanager, ermöglicht uns einen Blick ins Innere. In einer winzigen Kammer im Fuß des Teleskops findet sich die Elektronik, mit der es bewegt wird. Ein kleiner Raum im oberen Teil enthält die Beobachtungsinstrumente, die einfallende Strahlung registrieren und aufzeichnen. Eigentlich ist es gar nicht nötig, dass jemand an Ort und Stelle ist. Nur wenn es Schwierigkeiten gibt oder Instrumente neu eingestellt werden, müssen die Techniker in die kleine Kabine klettern, die mit Hightech ausgestattet ist.

Viele Iram-Mitarbeiter sind an diesem Tag wegen der Korrelatorstarts am Observatorium. Hatte Patrick Chaudet, der bärtige Operateur, schon vor 30 Jahren gedacht, dass er so lange auf dem Plateau arbeiten würde? Er bleibe nur so lange, wie es für ihn noch so atemberaubend sei, wenn er auf das Plateau kommt, sagt er. Bisher habe das Teleskoparray ihn noch nie enttäuscht. Damit spricht er vielen Kollegen aus dem Herzen. Die Eintrittspforte des Menschen in den Kosmos – sie ist so faszinierend wie schon seit Jahrtausenden der Blick in den Sternhimmel. ◀



Ein Teller ist ein Teller ist eine Seerose: Die Inspiration für das federleichte Geschirr war *Victoria amazonica*. Die Teller und Schüsseln werden aus Zuckerrohrresten hergestellt und sehen trotzdem wie Porzellan aus.

Fotos Christian von Wegen

An einem Steak haben sich die beiden noch nicht versucht, aber an einer rohen Kartoffel. Und eine Kartoffel, sagt Oscar Kylberg, sei ja wohl der eigentliche Härtestest. Zumindest wenn es um Plastikbesteck geht. Dabei ist schon der Begriff Plastik irreführend: Die neue Besteckserie des schwedischen Designer-Duos Bernadotte & Kylberg besteht zu 100 Prozent aus pflanzlichem Material und ist biologisch abbaubar. Das Material, kurz CPLA genannt, entsteht bei der Fermentierung von Maisstärke. Noch ungewöhnlicher ist der Stoff, aus dem die Teller und Schüsseln der Einweg-Kollektion Amazonica sind: Bagasse. Dabei handelt es sich um Faserreste, die bei der Produktion von Zucker aus Zuckerrohr entstehen. Bagasse zerfällt nach der Kompostierung in nur wenigen Wochen zu Erde. Selbst die Servietten zur Kollektion, auf denen sich grafisch das Geschirr wiederfindet, sind aus kompostierbarem Zellstoff hergestellt.

Carl Philip von Schweden und Oscar Kylberg haben erstmals ein echtes Massenprodukt auf den Markt gebracht. Auftraggeber war das auf Tischgedecke spezialisierte Unternehmen Duni mit Sitz im schwedischen Malmö. Fast ein Jahr hat die Arbeit an dem Projekt gedauert. Was es werden sollte, stand von Anfang an fest. Auch dass die Einwegartikel umweltfreundlich sein sollten. Die Materialien aber ergaben sich erst mit der Zeit.

Über allem habe ein Slogan gestanden, den sie sich auch in ihrem Stockholmer Studio groß an die Wand hefteten: „Celebrate Food“.

NATUR ZUM ESSEN

Bernadotte & Kylberg haben ein Einweggeschirr entworfen, das kompostierbar ist.

Von Peter-Philipp Schmitt



Beständig: Auch warme Speisen lassen sich servieren.

Kylberg nennt es das Herzstück der Kollektion: „Wir wollen Mahlzeiten zelebrieren.“

Dabei half ihnen das Material Bagasse, das von weitem wie Porzellan wirkt, doch viel leichter ist und eine ungleichmäßige Oberfläche hat. Wie bei sehr dünnem Porzellan scheint Licht durch die Teller und Schalen. Obwohl es ein Wegwerf-Produkt ist, wirkt es fast so edel wie das feinkeramische Erzeugnis.

Der Elfenbeinton unterstreicht noch die Idee, dass das Hauptaugenmerk auf den Speisen liegen soll. Sie sind dann die Farbtupfer auf dem neutralen Untergrund. Das Weiß des Geschirrs sei durchaus gewollt, sagt Kylberg. Allerdings lasse sich das Abfallprodukt Bagasse sowieso nur schlecht einfärben. Die Herstellung indes ist einfach: Die ausgepressten Zuckerrohrstängel werden pulverisiert, zu einer Paste verarbeitet und in Formen gepresst.

An der Form haben die beiden Schweden besonders lange getüftelt. „Wir haben uns von einer Seerosenart aus dem Amazonasgebiet inspirieren lassen“, erzählt Kylberg. Tatsächlich fügen sich der flache und der tiefe Teller mit der kleinen Schale obenauf zu einer großen Blüte zusammen, die wie eine Seerose auf Wasser schwimmen könnte.

Kylberg lacht, wenn man ihn auf Bezüge zu Carl Philips Familie anspricht. „Reiner Zufall“, sagt er in Vertretung seines Partners, der sich an diesem Tag in Stockholm um seinen im August geborenen zweiten Sohn Gabriel Carl Walther kümmern muss. Die Riesenseerose *Victoria amazonica* trägt also nur zufällig den Namen

von Carl Philips älterer Schwester, der schwedischen Thronfolgerin Victoria. Koinzidenz ist auch, dass Königin Silvia eine brasilianische Mutter hatte und in São Paulo aufwuchs.

Bernadotte, geboren 1979, und Kylberg, geboren 1972, haben Grafikdesign an der Forsbergs Skola in Stockholm studiert – allerdings nicht zur selben Zeit. Auf den ersten Blick sind die beiden ein eher ungleiches Paar. Dennoch haben sie einiges gemeinsam. Sie tragen große Namen, und beiden liegt das Kreative im Blut. Carl Philip entstammt dem schwedischen Königshaus Bernadotte. Sein Großonkel war der bekannte schwedische Designer Sigvard Bernadotte (1907 bis 2002), der mit Acton Björn zusammenarbeitete. Von Bernadotte & Björn stammt unter anderem die Rührschüssel Margrethe. Benannt ist der Entwurf nach Sigvard Bernadottes Nichte, der heutigen Königin von Dänemark, die zugleich Carl Philips Patentante ist. Oscar Kylberg wiederum ist der Nachfahre einer weitverzweigten Künstlerfamilie, deren bekanntestes Mitglied Kylbergs Urgroßvater war, der Maler Carl Oscar Kylberg (1878 bis 1952).

Das Studio Bernadotte & Kylberg gründeten die beiden, die sich über gemeinsame Freunde vor bald 15 Jahren kennenlernten, im Jahr 2012. Ihre erste gemeinsame Arbeit war Svenska Djur (Schwedische Tiere) für die Gustavsbergs Porzellanfabrik. Danach bekamen sie den Auftrag, Daunenjacken für die Firma A-One zu entwerfen. Für eine ihrer letzten Arbeiten, die Schalen- und Vasen-Kollektion

Stockholm Aquatic für den dänischen Hersteller Stelton, bekam das Duo den Designpreis Red Dot mit der Auszeichnung „hochwertiges Design“. Bei den Behältnissen, die aus Aluminium und Emaille bestehen, verschwimmen blaue Muster wie Tusche auf zu feuchtem Papier. Auch dabei haben sich die beiden von der Natur inspirieren lassen – von den Schären, den kleinen Inseln ihrer Heimat.

Noch etwas verbindet Bernadotte & Kylberg: „Wir sind beide junge Väter“, sagt Oscar Kylberg. Das hält ihn und auch Carl Philip aber nicht davon ab, fast jeden Tag ins Studio zu gehen und gemeinsam zu arbeiten. Dort sitzen sie sich an einem Tisch gegenüber und zeichnen auf einem großen Bogen Papier an ihren Entwürfen. „Wir zeichnen alles erst einmal von Hand“, sagt Kylberg. Dann werde verglichen, verbessert, verworfen. „Wir diskutieren und experimentieren viel.“ Auch erste Prototypen entstehen in ihrem Studio. Schließlich beginnt



Prinz und Partner: Carl Philip und Oscar Kylberg

die Feinarbeit: Die Amazonica-Teller bekamen durch eine Vertiefung in der Mitte zusätzlich Stabilität. In die Delle wiederum fügt sich nun der zweite, tiefere Teller ein. Der tiefe Teller und die kleine Schüssel, die auch ein Becher sein kann, sind umgedreht Abdeckungen, unter denen das Essen vor Fliegen geschützt ist.

Und wie lassen sich Teller und Schalen in Zehner-Packs stapeln, ohne dass sie zu fest zusammenhängen? „Das war besonders tricky“, sagt Kylberg. „Da mussten wir am Ende noch an der Oberfläche feilen.“ Bei den Messern wiederum konnten sie noch Material einsparen, indem sie die Messer sich verjüngen ließen.

Widerstandsfähig, man denke an den Kartoffeltest, blieben sie dennoch. Das Besteck ist sogar haltbar genug, um mindestens zehn Mal wieder verwendet zu werden. Man kann es einfach in die Spülmaschine stecken. Einen Spülgang würde das Geschirr nicht überleben, dafür machen ihm Suppen und auch warme Speisen wenig aus. Nur wenn es zu heiß wird, bei stark erhitztem Öl etwa, gibt das Material nach. Doch das sei bei Plastikgeschirr nicht anders, sagt Kylberg. Im Gegenteil: Da liegt der Schmelzpunkt meist bedeutend niedriger.

Auf der Verpackung der Massenware mit dem Namen Amazonica wird künftig auch ein Foto von ihnen beiden zu sehen sein. Duni wirbt also mit ihm und vor allem seinem als Prinz bekannten Partner. Zunächst sei ihm das unangenehm gewesen, sagt Kylberg. Doch inzwischen finde er die Idee gut: „Das verleiht unserer Kollektion eine persönliche Note.“



FOTOS: HERSTELLER (A); REUTERS

Fragen wir Jessica O. Matthews, die 2008 die geniale Idee hatte. Sie ist Harvard-Absolventin, Nigerianerin und Amerikanerin. Damals ist die junge Frau zu Besuch bei ihrer Tante in Nigeria, eine große Hochzeit steht an. Während der Feier fällt der Strom immer wieder aus, und die Generatoren tuckern los. Gefeierte wird im giftigen Dieseldunst. Die Verwandtschaft kümmert es nicht: „Du gewöhnst Dich daran.“ Doch die Amerikanerin lässt das Thema nicht los. Ginge das nicht besser, sauberer und gesünder? In der Familie sieht sie viele Kinder, die bis zum Anbruch der Dunkelheit Fußball spielen. Liefse sich das nicht verbinden? Fortwährende Bewegung mit der Erzeugung von Licht?

Jahre später entwickelt sie mit ihrer Kommilitonin Julia Silverman in Harvard die Idee für den Lichtfußball. In dem Seminar sitzen nur Nicht-Ingenieure. Die Studenten sollen sich Gedanken über ein Produkt machen, das sie selbst herstellen können und das sozialen Zwecken dient. „Wir wollten damals nicht die Welt verändern. Es ging darum, nicht durchzufallen.“ Matthews erinnert sich an den Besuch in Nigeria. Schnell lässt sich die Idee nicht umsetzen. Als sie den Vorschlag mit ihren Professoren bespricht, winken die ab. Es sei unmöglich, einen Ball mit einer stromerzeugenden Technik zu entwickeln, der so leicht, haltbar und funktional sei wie ein normaler Fußball. Doch davon lässt sich das junge Team nicht abschrecken. Nach monatelanger Tüftelerei erblickt der Prototyp des „Socket“ das Licht der Welt und wird zum Patent angemeldet. Ihre Firma nennen sie „Uncharted Play“.

Der neue Ball ist nur wenig schwerer als ein Fußball, auch Wasser kann ihm nichts anhaben. Er behält seine Form, Aufpumpen nicht nötig. An einer Stelle des Balls verbirgt sich hinter einer Klappe die Fassung für die Birne. Das Prinzip ist simpel: Wenn der Ball rollt, bewegt sich das Gyroskop darin. Die so erzeugte kinetische Energie wird in einer Batterie gespeichert. Nur 30 Minuten Gekicke mit dem Ball reichen aus, um mit dem erzeugten Strom eine LED-Lampe drei Stunden lang zu erleuchten. Ideal, um so Licht in nigerianische Dörfer zu bringen, die weitab von der öffentlichen Stromversorgung liegen. Gut 1,2 Milliarden Menschen auf der Welt fehlt der Zugang zu Elektrizität. Spielen die Kinder tagsüber Fußball, können sie abends lesen und lernen.

„Wir stellen saubere Energie bereit, die den Menschen und der Erde guttut“, sagt Matthews. Die Bälle und passende LED-Birnen, die sich in die Dose am Fußball stecken lassen, verteilt die Firma an Dorfgemeinschaften unentgeltlich. Regierungen und Nichtregierungsorganisationen kaufen die Bälle, versehen sie mit dem eigenen Logo und verschenken sie in afrikanischen Dörfern. Gut sechs Millionen Dollar verdiente das Unternehmen 2015. Immer dann, wenn ein Ball für 99 Dollar verkauft wird, wird ein Zweiter als Spende verteilt.

Eigentlich könnte die Geschichte von den Gründern mit einer guten Idee hier enden. Doch gibt es in dieser Geschichte auch Hindernisse. Matthews fehlt zunächst das Geld, um das Produkt zu entwickeln, serienreif zu machen und es auf den Markt zu bringen. Woher nehmen? Die junge Gruppe wendet sich an die Internetgemeinde. Dort ist gerade die Idee in Mode, für neue Ideen Geld einzusammeln. Geldgeber und Geistesblitze finden zusammen, wenn Nutzer von einer Präsentation überzeugt sind. Auf der Seite „Kickstarter“ stellt

Es werde Licht

Wenn Kinder Fußball spielen, wird Energie frei. Mit einem besonderen Ball kann es plötzlich hell werden. Über eine Idee und viele Rückschläge.

Von Matthias Lauerer

Jessica O. Matthews hat so viel Energie, dass sie persönlich halb Afrika beleuchten könnte. Voreerst versucht sie es aber mit Fußballen. Auch dem ehemaligen Präsidenten Barack Obama gefiel es.



Matthews im Januar 2013 ihren intelligenten Fußball vor. Sammelziel der Crowdfunding-Aktion: 75.000 Dollar. Mit der Summe aus dem Schwarm will man Produktion und Verteilung finanzieren.

Die Netzgemeinde ist angetan. Schauspieler Ashton Kutcher und Microsoft-Milliardär Bill Gates rufen zum Mitmachen auf. Der ehemalige Präsident Bill Clinton gibt über seine Stiftung „Clinton Global Initiative“ Geld für den Ball. Später kickt Barack Obama bei einem sommerlichen Staatsbesuch in Tansania mit dem „Socket“. Vielleicht hilft der familiäre Hintergrund des 44. Präsidenten, dessen Vater aus Afrika stammt. Jedenfalls spielte Obama mit dem Ball und sagte: „Ich finde die Idee ziemlich cool. Dieser Ball produziert Licht – und das entsteht während des populärsten Spiels. Man kann sich das in allen kleinen Dörfern des Kontinents vorstellen.“

Trotz 1100 Spendern und 92.000 Dollar: So einfach ist es nicht. Einige Bälle werden in Mexiko an Kinder eines Dorfs verteilt, eine Idee des größten mexikanischen Fernsehsenders Televisa. Nach ein paar Wochen sind 50 der verteilten 150 Bälle defekt. Die Steckdosen fallen aus, die Nähte platzen auf. Den Bällen bekommt das immerwährende Kicken nicht. Erstaunlich, denn eigentlich sollen die Bälle gut drei Jahre halten. Die Geldgeber im Netz sind aufgebracht, das Projekt scheint zu scheitern. Matthews' Team wendet sich mit einem Appell ans Netz. „Ja, wir haben versagt!“ Die Selbstkritik kommt gut an. Nun macht man sich an die Arbeit. Dazu wird der Vertrag mit dem ausländischen Produzenten gekündigt. Neuer Produzent, neues Innenleben, neues Design: Jetzt hält der Lichtfußball besser.

Nun läuft es: 2015 verkauft die Firma 50.000 Sockets. In jenem Jahr folgt dem Fußball ein zweites Produkt: ein Sprungseil, das Strom liefert. Jessica O. Matthews hat noch mehr Ideen und lässt sich von Hindernissen nicht beirren. Sie plant schon weiter. Was wäre, wenn man die neue Technik weiteren Firmen anböte, damit sie auch in anderen Produkten verbaut wird?

„Wir wollen auch den Energiekonsum verändern“, sagt Matthews. „Wir stellen uns eine Welt vor, in der die Menschen Energie nicht horten, sondern ständig und auf Nachfrage konsumieren.“ Das neue Projekt nennt sich: „M.O.R.E.“. Das steht übersetzt in etwa für „durch Bewegung erzeugte erneuerbare Energie“. Die Firma besitzt mittlerweile 15 Patente. Der Unternehmensumsatz verdoppelt sich jährlich. „Uncharted Play“ wirft Gewinne ab. Die Idee leuchtet weiter.

Wie ein Licht aufgeht



„GRAVITY LIGHT“

Dieses „Erdschwerkraftlicht“ soll eine Lichtquelle für die mehr als eine Milliarde Menschen bieten, die keinen Zugang zu Elektrizität haben. Die Mehrheit dieser Menschen lebt in Asien, vor allem in Indien und China, sowie in Zentral- und im südlichen Afrika. Dort wird Licht meist mit Petroleumleuchten gemacht. Wenn ganze Familien nur von ein paar Euro am Tag leben, kann der Brennstoff dafür zehn bis 30 Prozent ihres Einkommens kosten. „GravityLight“ leuchtet schon, indem man einen Sack mit zwölf Kilogramm Gewicht befüllt und ihn hochzieht. Durch das langsame Absinken des Sacks wird ein Generator betrieben, der LED-Lampen bis zu eine halbe Stunde mit Strom versorgt – so oft man möchte. Die Leuchte kostet knapp sieben Euro, und weder Sonne noch Batterien sind notwendig.



„LEDSAFARI“

Dieses Licht möchte Menschen auf der ganzen Welt beibringen, wie sie ihre eigene Solarleuchte bauen können. Aus dem Klimaschutz-Gedanken entstanden, hat das Schweizer Start-up eine Leuchte entwickelt, die jeder mit geringen Kosten nachbauen kann – mit Hilfe eines kleinen Solarmoduls, einer Batterie und LED-Lampen. Wie das geht, Sonnenenergie umzuwandeln und in einer Batterie zu speichern, wird schon Kindern in Workshops beigebracht. Da sollen sie nebenbei noch etwas über Elektrizität und Klimaschutz lernen. Erwachsene können im Entrepreneurship-Programm lernen, wie man die Leuchte verkauft und repariert. Dadurch sollen neue Einnahmequellen entstehen. Die Basiskosten für den Bau einer Solarleuchte mit recycelten Materialien liegen bei 13 Euro.



„LITER OF LIGHT“

Das Konzept der Open-Source-Bewegung ist simpel: Man befüllt eine Plastikflasche mit einem Liter Wasser und etwas Bleichmittel, um das Algenwachstum zu verhindern. Dann wird die Flasche zur Hälfte in ein Loch im Dach gesteckt und mit Kleber befestigt. Der Teil der Flasche, der im Freien steckt, kann das Tageslicht nun in das Innere der Wohnung tragen. Die untere Flaschenhälfte wirkt so wie eine Glühbirne für Haushalte, die weder Strom noch Fenster haben. In vielen Hütten in Armutsvierteln ist es sonst auch am helllichten Tag dunkel. Das Prinzip entspricht der vor der Elektrizität in Europa genutzten Schusterkugel. Mittlerweile wurde das Konzept mit Solartechnologie weiterentwickelt, um das Sonnenlicht auch nachts nutzen zu können. Bettina Wolff



Die Neumayer-Station liegt auf dem Ekström-Schelfeis in der Antarktis. Im Winter leben hier zwölf, im Sommer bis zu 60 Menschen. Das Polarlicht gehört zu den schönsten Himmelserscheinungen.

„Im Dunkeln wird man müder und schlapper“

Tim Heitland, der 14 Monate lang in der Antarktis ist, über das Leben ohne Licht, den Orientierungsverlust durchs Whiteout und das Ende der Polarnacht

Fotos Tim Heitland

Herr Heitland, wie sind die Lichtverhältnisse bei Ihnen?

Bei uns ist es jetzt 15 Uhr und taghell. Eigentlich ist es gerade wie in Deutschland, die Sonne geht auf und sie geht unter. Das ist hier ja nicht immer so. Es ist bei uns natürlich trotzdem viel heller als in Deutschland, weil die riesigen weißen Schneeflächen das Licht so enorm reflektieren. Außerdem drifft es.

Was heißt das?

Wenn der Wind den Schnee vor sich her treibt, sprechen wir von einer Drift. Immer wenn Schnee in der Luft ist, schneit es entweder, oder der Wind bläst uns den Schnee von irgendwo anders vor die Haustür. Die Antarktis ist generell relativ trocken, und bei uns drifft es häufiger, als dass es schneit.

Was geschieht dann mit dem Licht?

Drift sorgt für ein diffus-gedämpftes Licht. Alles, was vor dem Auge erscheint, ist mit kleinen Schneekristallen bedeckt. Wenn sich darin die Sonne bricht, wird das Licht nach überall hin abgelenkt. Ist die Drift stark, dann sieht man nichts, aber es leuchtet. Geringere Drift wischt über die geriffelte Oberfläche des Schelfeises. Das sieht sehr hübsch aus.

Vor lauter Leuchten nichts zu sehen: Kommt das dem sogenannten Whiteout nahe?

Mit dem Whiteout ist es ein bisschen komplizierter. Es kann eintreten, wenn der Himmel ganz wolkenverhangen ist. Dann wird das Licht schon durch die Wolken diffus abgelenkt und strahlt ungebündelt aus allen Richtungen gleichzeitig ein. Das

ist so, wie wenn man ein Fotostudio von allen Seiten ausleuchtet. Es entstehen keine Schatten mehr und kein einziger Kontrast. Im Whiteout verliert man die räumliche Orientierung, nach oben, unten, überall. Das ist ganz seltsam. Man geht zu Fuß, und plötzlich haut's einen auf die Nase.

Haben Sie das schon erlebt?

Ja, mehrfach. Es ist, als ginge man im Dunkeln eine Treppe runter. Man denkt, da kommt noch eine Stufe, tritt dann aber ins Leere. Man läuft und läuft, und plötzlich sitzt man auf dem Hintern. Erst wenn man dann um sich herum tastet, bemerkt man die riesige Bodenwelle. Trotzdem kann man ganz weit gucken. Wenn wir einen Spaziergang machen, sehen wir Hunderte Meter entfernt ganz deutlich unsere Station. Bei Drift sieht man mitunter nur bis zur Hand.

Hinter Ihnen liegt die Polarnacht, in der die Sonne gar nicht aufgeht. Wie lange dauert diese Phase?

Hier dauert die Polarnacht acht Wochen, am Südpol ein halbes Jahr. Von dort sind wir aber immer noch 2000 Kilometer entfernt. Wie lange es dunkel bleibt, hängt davon ab, wie weit man in den Süden beziehungsweise auf der Nordhalbkugel gen Norden geht. Je höher die Breite, desto länger die Dunkelzeit.

Ist die antarktische Dunkelheit mit unserer Dunkelheit vergleichbar?

In Skandinavien gibt es eine vergleichbare Polarnacht, das Nordkap ist schließlich so weit vom Nordpol entfernt wie unsere



Ist die Sonne endgültig verschwunden, geht man nicht mehr hinaus. Daher sollte man den letzten Sonnenaufgang vor der Polarnacht um so intensiver wahrnehmen.

Station vom Südpol. Südlich vom Nordkap gibt es diese Art der Dunkelheit nicht. Sie ist anders als eine deutsche Nacht.

Inwiefern?

Ich habe sie als eine sehr helle Dunkelheit empfunden. Sie hatte nichts Bedrückendes oder Beängstigendes. Im Gegenteil: Die Polarnacht war ein wunderschönes Erlebnis für mich.

Wie kann Dunkelheit hell wirken?

Vor allem der Sternhimmel sorgt dafür. Wir haben hier überhaupt keine Lichtverschmutzung, denn weit und breit ist niemand um uns. Der Sternhimmel kann sich deshalb vollständig ausbreiten, ohne dass einem ein Lichtdunst die Sicht nimmt. Die Milchstraße zieht sich wie eine große Linie vom Horizont über den Himmelszenith bis zum gegenüberliegenden Horizont. Es ist wie unter einer sich drehenden Käseglocke, über die jemand eine Linie aus Licht gemalt hat. Die Sterne wandern ja überall übers Firmament, aber hier sind sie wahnsinnig eindrucksvoll. Sie sehen nicht nur aus wie kleine weiße Punkte auf einer schwarzen Fläche, sondern wirken ganz plastisch. Hinzu kommen die vielen Farben, etwa Polarlichter. Vor allem in der Dämmerung entstehen tolle Lichtstimmungen.

Also gibt es auch in der Antarktis die uns bekannten Phänomene wie Dämmerung und blaue Stunde?

Ja. Es gibt blaue Stunden, goldene Stunden, alles Mögliche! Die Dämmerung ist vor allem am Anfang und Ende der

Polarnacht intensiv. Wenn die Sonne zum ersten Mal nicht mehr aufgeht, ist sie ja nicht plötzlich ganz weit weg hinterm Horizont. Das geht sukzessive. Selbst an dem Tag, an dem sie schließlich gar nicht mehr zu sehen ist, gibt es fast die gleiche Dämmerungsphase wie zuvor. Dabei stellen sich unwahrscheinliche Farben und Lichtstimmungen ein, die man so in Deutschland nicht kennt. Denn die Sicht ist dort nicht so weit, der Horizont nicht so klar. Erst wenn es auf Mittsommer zugeht, kommt es auch in der Antarktis praktisch nicht mehr zur Dämmerung. Eine Woche lang bleibt es dann fast permanent rabenschwarz. Natürlich sind auch die restlichen Wochen in der Polarnacht von Dunkelheit gekennzeichnet,



Tim Heitland ist Arzt und „Base Commander“ der Neumayer-Forschungsstation. Außerdem ist er „Overwintering Expedition Leader 2017“.

Polarnacht intensiv. Wenn die Sonne zum ersten Mal nicht mehr aufgeht, ist sie ja nicht plötzlich ganz weit weg hinterm Horizont. Das geht sukzessive. Selbst an dem Tag, an dem sie schließlich gar nicht mehr zu sehen ist, gibt es fast die gleiche Dämmerungsphase wie zuvor. Dabei stellen sich unwahrscheinliche Farben und Lichtstimmungen ein, die man so in Deutschland nicht kennt. Denn die Sicht ist dort nicht so weit, der Horizont nicht so klar. Erst wenn es auf Mittsommer zugeht, kommt es auch in der Antarktis praktisch nicht mehr zur Dämmerung. Eine Woche lang bleibt es dann fast permanent rabenschwarz. Natürlich sind auch die restlichen Wochen in der Polarnacht von Dunkelheit gekennzeichnet,

Wie haben Sie die Dunkelheit erlebt?

Der ganze Biorhythmus geht verloren. Ich wurde müder und auch ein bisschen schlapper. Man muss sich die Strukturen dann selbst schaffen und merkt dabei, wie sehr man doch durch den Tag-Nacht-Rhythmus geprägt ist und wie sehr der hilft, um aktiv zu sein.

Wie schafft man sich die nötigen Strukturen?

Vor allem durch gemeinsame Essenszeiten. Die sind für die Gruppe ohnehin wichtig und wurden in der Polarnacht umso bedeutsamer. Mittag ist dann eben, wenn es Mittagessen gibt. Der Abend beginnt mit dem Abendessen. Ansonsten muss man versuchen, sich einen normalen Alltag zu erhalten, also die Arbeit weiterhin in der üblichen Kernarbeitszeit zu erledigen. Aber man kann noch so viel versuchen, man kommt nicht raus aus dem Gefühl: Hier ist immer Nacht.

Schon in Europa stellt sich der Körper mit dem Herbstbeginn erheblich um. Er produziert weniger Vitamin D, und das Schlafhormon Melatonin löst das Glückshormon Serotonin ab. All das kann erhebliche Auswirkungen haben. Haben Sie vor der Polarnacht entsprechende Vorkehrungen getroffen?

Ja, wir konnten Vitamin D zu uns nehmen und haben hier Tageslichtlampen. Außerdem machen wir die ganze Zeit viel Sport. Auf unserer Station haben wir einen Sportraum. In den Sommermonaten machen wir auch mal draußen Sport. Ich

habe zum Beispiel meine Langlaufskier dabei. Aktiv zu bleiben ist immens wichtig, auch für die Psyche. Von Depressionen sind wir hier aber alle ohnehin weit entfernt.

Wie haben Sie das Ende der Polarzeit erlebt? Ich war fast ein bisschen traurig, weil es so eine besondere Erfahrung war.

Sie zitieren in Ihrem Blog Peter Licht, der singt: „In weiter Ferne lauter Licht“.

Inwiefern bringt die Zeile Ihre Erfahrungen zum Ausdruck?
Das Dasein hier bietet einem White-Box-Bedingungen, wie man sie sonst aus der Kunst kennt. Ein weißer Ausstellungsraum, den man bespielen kann. Daran muss ich oft denken, weil einem die endlose Weite hier so viel Platz lässt. Abgesehen von den Wetterphänomenen wirkt die Umgebung wenig auf einen ein. Und wenn von außen weniger kommt, bleibt eben mehr Platz fürs Innere.

Hat sich Ihr Verhältnis zum Licht verändert?

Ja. Ich nehme die Nuancen viel stärker wahr. Wenn man auf dem Times Square steht und es aus allen Ecken blinkt, fällt ein spektakulärer Sonnenuntergang nicht mehr ins Gewicht. Hier hat das Licht aber eine richtige Bühne. Ich kann dem Ganzen etwas sehr Romantisches abgewinnen. Novalis sagte „Der Poet braucht die Dinge und Worte wie Tasten“, die etwas zum Erklingen bringen. Das kann man aufs Licht übertragen.

Die Fragen stellte Marlene Grunert.

Tallinn oder Reval, wie die Stadt bis 1918 hieß, ist zweigeteilt: Auf einem Berg liegt die Altstadt, seit 1997 Unesco-Weltkulturerbe, mit Schloss und Dom. Hier oben residierten einst Klerus und Adel. In der Unterstadt lebten Handwerker und Kaufleute. Den Unterschied zwischen „oben“ und „unten“ erkennt man noch heute.



Die russische Grenze ist nah. Die Unabhängigkeit Estlands, das weniger Einwohner als München hat, scheint in Gefahr. Und so bindet sich Tallinn besonders eng an den Westen und die Europäische Union, deren Ratsvorsitz die Esten im Juli erstmals seit EU-Beitritt 2004 übernahmen.

Grüße aus



In Tallinn kann man gut essen, zum Beispiel im „Restoran Moon“ oder dem „Leib Resto ja Aed“. Die estnische Küche ist von den früheren Herrschern des Landes geprägt – und daher skandinavisch, deutsch und russisch beeinflusst. Beliebte sind Blini aus Russland: Eierkuchen, die mit Schmand, Ei, Zwiebeln und Kaviar serviert werden.



Nachdem Zar Peter I. der Große Estland von den Schweden erobert hatte, ließ er ein Schloss erbauen, das er nach seiner Frau „Katharinenthal“ nannte. Zum Ende des Sommers wird der Park nachts mit 8000 Kerzen erleuchtet, um so die dunkle Jahreszeit willkommen zu heißen.

Die frühere Hansestadt liegt genau zwischen West und Ost.

*Von Peter-Philipp Schmitt,
Fotos Norbert Franchini*



Weit der Altstadt befindet sich das Viertel Rotermann. Die Industriebauten aus dem 19. Jahrhundert, unter anderem ein Sägewerk, eine Spirituosenfabrik und ein Salzspeicher, wurden saniert und durch moderne Architektur ergänzt. So wurde Rotermann mit Galerien, Boutiquen und Lokalen zum Jugend-Treffpunkt.



Einst war Reval der nordöstlichste Punkt des mächtigen Hansebundes. Die Stadt hatte das Privileg, dass alle Waren auf den Märkten innerhalb ihrer bis heute beeindruckenden Stadtmauer angeboten werden mussten. Die Händler konnten sich von diesem „Stapelrecht“ freikaufen. So wurde die Hansestadt reich. Zu den Kostbarkeiten gehörten gebrannte Mandeln, die bis heute in der Altstadt verkauft werden.



Das Rathaus stammt aus gotischer Zeit. Wenig jünger ist die Ratsapotheke, die Ratsapotheke. Sie wurde erstmals 1422 urkundlich erwähnt, war mehr als 300 Jahre im Besitz einer Familie und ist eine der ältesten Apotheken Europas, die noch in Betrieb ist.

Zu Gast bei HUF HAUS



Das Gefühl, willkommen zu sein, fängt bei einem gastlichen Haus schon bei der Architektur an. Die offene Fachwerkachitektur von HUF HAUS heißt Sie willkommen, begeistert Sie in ihrer Ästhetik und Vielfalt.

Sie sind herzlich eingeladen, die faszinierende Welt von HUF HAUS näher kennenzulernen! Besuchen Sie unser HUF Dorf in Hartenfels mit fünf exklusiven Musterhäusern, geöffnet täglich von 10 bis 17 Uhr. www.huf-haus.com

HUF HAUS
Das Original · Seit 1912

Als der Kunst ein Licht aufging

Man will nicht nur erhellt, man will erleuchtet werden.
Daher flimmert es so oft in der modernen Kunst.

Von Brita Sachs



Joseph Beuys: „Capri-Batterie“ (1985)

Dan Flavin hatte es satt: Nach drei Jahren frustrierender Malereiversuche legte er den Schalter um. Von sofort an würde er nur noch mit elektrischem Licht arbeiten. Als im Jahr 1961 die erste Neonarbeit des amerikanischen Künstlers aufleuchtete, der heute als einer der Väter der Lichtkunst gilt, durchlief die Kunst eine ihrer großen Umbruchphasen. Die junge Avantgarde fand, es sei in allen erdenklichen Varianten und somit erst einmal genug gemalt und gebildhauert worden. Sie ließ hergebrachte Genres und Techniken links liegen und suchte nach neuen Dimensionen. Happenings und Aktionskunst begannen das Kunstgetriebe aufzumischen. Statt Öl auf Leinwand kamen biologische Prozesse zum Zuge, wenn Schokolade und andere Lebensmittel in der Eat Art und in Dieter Roths Vitrinen schimmelten. Ebenfalls 1961 füllte Piero Manzoni seine Exkremente in Dosen mit dem Aufdruck „Merda D'artista“. So ironisch wie provokant standen die Konserven für das Ende eines Verdauungsvorgangs nicht immer leicht konsumierbarer (Konzept-)Kunst. Als würde sie dem Gebot dauernder Überbietung folgen, wirkt diese berühmte freche Geste zugleich wie eine Machbarkeitsstudie: Wie weit kann man gehen bei einem zwischen Faszination und Verunsicherung schwankenden Publikum?

Es war Zeit für eine neue Zeit, und voran marschierten die Land-Art-Künstler, die ganze Landschaften umformten. Und es war an der Zeit, die bis dahin außer acht gelassenen Elemente Feuer, Wasser, Luft und Erde für die Kunst nutzbar zu machen. Diesseits des Atlantiks besorgte das mit Verve die Gruppe Zero. Otto Piene brannte Bilder mit dem Flammenwerfer, blies Luftplastiken in Gestalt von Regenbögen auf und ließ – zum Beispiel auf der metallverkleideten Fassade eines Kölner Modehauses – Sonnen- und Scheinwerferstrahlen Lichtballer tanzen.

Bei Dan Flavin wird nicht getanz. Er benutzte ausschließlich industriell gefertigte genormte Leuchtstoffröhren in zehn Farben und fünf Formen, installierte die Module einzeln, gebündelt oder gereiht im Raum, der durch diese farbigen Linien zugleich „bezeichnet“ wie auch durch die Reflektion des Raumkörpers mit farbiger Luft gefüllt wird. Nachhaltig schlägt die sublimine Wirkung Besucher in ihren Bann, zumal wenn der Gang mit einem fast 40 Meter langen sattgrün leuchtenden Röhrengitter sein Auge veranlasst, im nächsten Raum alles ein Weilchen rosarot zu sehen. Nicht nur seine Kunst, auch Flavins Ruhm strahlt weit. Er bekam viele öffentliche Aufträge. Als eines seiner letzten Werke tauchte er 1996 die 300 Meter lange Glasarkade des Gelsenkirchener Wissenschaftsparks in ein spektakuläres Lichtmeer, das mit Einbruch der Dunkelheit

grün, blau und gelb leuchtet. Mit seiner Feststellung „All Art Has Been Contemporary“, die in vielen Museen und Ausstellungen ihr farbiges Licht aus Neonbuchstaben verströmt, kann auch Maurizio Nannucci nichts dagegen ausrichten, dass Schokolade vergeht, Land-Art verweht und Performances nur auf wackligen Filmstreifen überleben. Kunst aber, die aus sich heraus leuchtet, ist im Vorteil. Hinter ihr lauert die Verführung, sie praktisch einzusetzen, also zu Beleuchtungszwecken, was wiederum manchmal die Grenze zum Design verwischt.

Lucio Fontana dürfte die Unterscheidung ohnehin nicht interessiert haben, als er 1959/60 für ein Kino, das Cinema Duse in Pesaro, aus weißen Neonröhren den gewaltigen „Cubo di Luce“ mit einer Kantenlänge von je 180 Zentimetern schuf. Heute fluoresziert der Kubus im Münchner Lenbachhaus, das eine stattliche Sammlung von Lichtkunst bewahrt – und ihren Zwittercharakter weidlich nutzt. Schon draußen erhellen Dan Flavins gelbe Röhren den Weg zum Eingang, über dem blau der Name des Hauses in Leuchtletern nach einem Entwurf von Thomas Demand prangt. Beim Eintreten signalisiert Monica Bonvicinis grell gleißendes Kunstlichtstangenbündel „Blind Protection“ sogleich den Beginn eines Kunstsektors, und im Foyer stößt Olafur Eliassons gigantisches „Wirbelwerk“ aus Glühlampen und Spiegeln und farbigen Gläsern

SAVOIR BEDS
SINCE 1905



SLEEP BEAUTIFULLY

Das bequemste Bett der Welt, handgefertigt in London

Stilwerk Grünstraße 15, 40212 Düsseldorf +49 (0) 211 86 22 87 50

savoirbeds.de

London New York Paris Düsseldorf St Petersburg Beijing Shanghai Hong Kong Seoul Taipei



Bruce Nauman: „Five Marching Men“ (1985)



Maurizio Nannucci: „All Art Has Been Contemporary“ (1999), hier im Staatlichen Museum Ägyptischer Kunst, München

Als der Kunst ein Licht aufging



Dan Flavin: Lichtinstallation in Gelsenkirchen (1996)

aus acht Meter Höhe mit scharfer Spitze in die Tiefe des Raums.

Ansonsten steht Lichtkunst auf solidem Boden, das zeigen die Marktchancen und der Erfolg jüngerer Künstler wie Eliasson. Seit ihrer Erfindung erlebt sie einen ungebrochenen Siegeszug durch Künstlergenerationen. Dabei stehen Werke der Protagonisten von einst bei Publikum und Sammlern immer noch hoch im Kurs. Allen voran der Star James Turrell, der Licht wie kein anderer physisch erfahrbar macht. Er ist der Zauberer, der mit dickem Licht Wände zieht, die Aufseher bewachen müssen, damit sich niemand dagegen lehnt, was zu Stürzen führen würde. Turrell öffnet Mauern zu Räumen, die endlos scheinen, tatsächlich aber nur ein paar Meter tief und farbluftgefüllt sind. Er schafft es, dass man orientierungslos auf sich selbst zurückgeworfen durch eine undefinierbare Substanz tappt, die nichts anderes ist als Licht.

Begleitet sind auch großformatige Kombinationen aus Farbflächen und Leuchtlinien des erst im vergangenen Jahr im Alter von 90 Jahren gestorbenen François Morellet. Berühmt wurde er für Installationen, die aussehen, als hätte ein Riese Mikado mit Leuchtstangen gespielt. Oder die mit Neonzahlen und -kernsätzen besteckten Iglus von Mario Merz. Oder die Lichtskulpturen, die Keith Sonnier seit Jahrzehnten gelingen, schön bunt und mit allerlei Materialien angereichert. Den österreichischen Pavillon



Brigitte Kowanz: „Infinity and Beyond“, Österreich-Pavillon, Venedig (2017)

der diesjährigen Biennale in Venedig bespielte die 1957 geborene Künstlerin Brigitte Kowanz mit wunderschönen Interpretationen des virtuellen Datenraums, geformt aus den kühnen Schlingen einer Morseschriftlinie, die für die Geschichte des Internets wichtige Daten reiht: Google 15.09.1997, iPhone 09.01.2007 und so weiter.

Bruce Nauman nutzt Licht als eines unter vielen Medien. Munter blinkend wie Reklame führen sich Neonröhrenbilder wie seine „Five Marching Men“ aus dem Jahr 1985 auf: Fünf Männergestalten, die im Gleichschritt nicht nur Arme und Beine vorstrecken, sondern auch die Penisse und so Naumans witzig subversiven Kommentar zur Testosteronsteuerung männlichen Machtverhaltens illustrieren. Wie kühl und nüchtern bringt dagegen Jenny Holzer ihre politisch motivierten Textbotschaften unter die Leute. Pränante und verunsichernde Sätze wie „I am afraid of the ones in power“ flimmerten schon in der ganzen Welt über LED-Leuchtbänder, riesenhaft im öffentlichen Raum. Der Alltagsästhetik der Werbung entstammt neben der Neonröhre und der LED-Technik auch der Dritte im Bund der Lichtkunstmedien: der Leuchtkasten, Ort großer Geschichtenerzähler wie der Kanadier Jeff Wall und Rodney Graham, die diese Lichtbühnen für minutiös inszenierte Fotografie einsetzen.

Unter Lichtkunst versteht man meist Werke mit künstlichem Licht, gespeist vom Stoff, der aus der Steckdose

kommt. Kaum weniger Eindrückliches entsteht aber, wenn die Kunst der Natur das Feld überlässt, wie es buchstäblich Walter de Marias „Lightning Field“ von 1977 tut. 400 Stahlstäbe, auf einen Quadratkilometer Wüstenboden in New Mexico gesteckt, veranstalten, wenn sie bei Gewitter die Blitze anziehen, gewaltige Lichtspektakel mit Himmelsenergie, mit Urkraft also. Um das zu erleben, muss man Glück haben, das heißt in diesem Fall: schlechtes Wetter. Immer funktionieren hingegen die „Skyspaces“ von Turrell: In wohlproportionierten Räumen rahmen unverglaste, runde oder rechteckige Deckenöffnungen dem Blick ein Stück Firmament. Wer sich einmal mit Muße auf diese Sinneserfahrung einließ, wer den Himmel, zum Beispiel im „Open Sky“ auf der japanischen Kunstinself Naoshima sitzend, als von Wind, Wolken und Tageszeiten gestaltetes Lichtbild erlebte, dem verblasst daneben so manches irdische Artefakt.

Mit seiner „Capri-Batterie“ wies Joseph Beuys in ähnliche Richtung, nämlich zurück zur Natur. Die Zitrone tritt da als Sonnenenergiequelle für die per Stecker angedockte gelbe Glühbirne auf. Auch ohne zu leuchten übermittelte sie ihre Botschaft: Sämtliche Formen der Energie entnehmen wir der Natur, will Beuys mit dieser Arbeit sagen, geht sorgsam mit ihr um. Sonst werdet ihr es irgendwann erleben, dass ihr den Schalter umlegt – und nirgends geht ein Licht an. ◀

Preise inkl. MwSt. und Rahmung | Änderungen und Irrtümer vorbehalten. Avenso GmbH, Ernst-Reuter-Platz 2, 10687 Berlin

FOTOS: ARTHOEKE, POP-ET, STAATLICHES MUSEUM ÄGYPTISCHER KUNST, MARNE, FRANCE, TOBIAS PUTZ, BEUYS, MUMIAN, FLAVIN, KOWANZ, © VG BILD KUNST, BONN 2017

LUMAS

LICHT AUS. SPOT AN.
16 neue Künstler. 86 neue Werke.



RACHEL WITZMAN

Jama Red | 121 x 98 cm | 1.089 € | Echter Foto-Abzug
unter mattem Acrylglas in schwarzer Alu-ArtBox
Limitiert & Handsigniert | RW104

BERLIN | LONDON | NEW YORK | PARIS
BESUCHEN SIE UNS IN 39 GALERIEN ODER ONLINE

LUMAS.COM

Girl's Best Friend

John Loring ist bei Tiffany & Co. zur Designlegende geworden. Heute ist er im Ruhestand, aber umtriebiger wie eh und je. Von Roland Lindner



John Loring verkörpert die Marke – und ist besonders angetan von den Stücken der High-Jewellery-Linie „Blue Book“ (links).

Die Eröffnungsszene aus „Frühstück bei Tiffany“ ist unvergesslich. Audrey Hepburn alias Holly Golightly nähert sich zu den Klängen von „Moon River“ im Morgengrauen mit einem Taxi dem Juwelier an der Fifth Avenue. Sie trägt ein elegantes schwarzes Abendkleid, Sonnenbrille und Tiara im Haar, steigt aus, steht auf der menschenleeren Straße, blickt bewundernd auf die Fassade des Gebäudes, sieht die Aufschrift „Tiffany & Co.“ am Eingang, darüber die große Uhr, die von einer Atlas-Statue getragen wird. Was für Zeiten! Der Film entstand mehr als zwei Jahrzehnte, bevor gleich neben dem Tiffany-Laden der Trump Tower eröffnet wurde.

Die Atlas-Uhr hat für John Loring eine persönliche Bedeutung. Loring war 30 Jahre lang Chefdesigner des amerikanischen Schmuckkonzerns, und er ist besonders stolz auf die Produktschere, die von diesem Wahrzeichen inspiriert ist. 1983 brachte Tiffany eine unter seiner Führung entworfene Armbanduhr mit dem Namen „Atlas“ heraus, die ähnlich wie der Zeitmesser an der Fassade wuchtige römische Ziffern hatte. Zwölf Jahre später wurde daraus eine ganze Kollektion, und bis heute verkauft Tiffany Ketten, Ringe und Armreife mit den Ziffern als Markenzeichen. Loring erinnert sich noch, dass nicht jeder im Unternehmen von der ersten Atlas-Uhr begeistert war. Manche hätten gesagt, die Ziffern seien zu kantig, das könne vor allem die für Tiffany so wichtige japanische Kundschaft abschrecken. Es freut ihn bis heute, dass sich die Sorgen als unbegründet herausstellten. „Wir hatten 10.000 Vorbestellungen aus Japan, als die Uhr herauskam“, sagt er im Gespräch in der New Yorker Tiffany-Zentrale.

Seinen Posten als Chefdesigner hat Loring schon 2009 abgegeben. Aber er spielt bis heute als „Design Director Emeritus“ eine Rolle im Unternehmen. Vor dem Gespräch traf er den Tiffany-Vorstandschef zum Mittagessen. Loring ist zwar offiziell im Ruhestand, hat aber noch immer jeden Tag in irgendeiner Form mit Tiffany zu tun, „je nachdem, wofür sie mich gerade brauchen“. Er versteht sich heute als Botschafter und Berater des Unternehmens. Oder auch, wie er es selbst etwas theatralisch formuliert, als „Hohepriester in einem Tempel der Kultur“.

Loring, der in Chicago geboren wurde, ist 77 Jahre alt. Er ist eine elegante, aber unaufdringliche Erscheinung, ein Gentleman der alten Schule, in Anzug und mit Krawatte ohne sonderlich auffälliges Design. Er ist erfreut, mal wieder einen deutschen Besucher zu haben, und erzählt begeistert davon, dass seiner Familie vor langer Zeit einmal das Hotel „Weißer Bock“ in Heidelberg gehörte.



Bereit fürs Weihnachtsgeschäft: Tiffany-Zentrale mit Atlas-Figur

In der Geschichte von Tiffany ist Loring eine legendäre Figur. Er arbeitete hier Seite an Seite mit berühmten Designern wie Paloma Picasso und Elsa Peretti. Über seinen langjährigen Arbeitgeber verfasste er 21 Bücher, darunter ein Werk über die Geschichte des Unternehmens und ein Kochbuch. Ein halbes Dutzend dieser Bücher gab er zusammen mit Jacqueline Kennedy Onassis heraus. Loring sagt, er werde niemals vergessen, wie schockiert er war, dass die frühere First Lady nach einem fünfminütigen Treffen sagte, sie wolle mit ihm arbeiten. Und er erinnert sich, mit welchen Worten sie oft auf ihre Tochter verwies, wenn ihr eine Idee missfiel: „John, Du denkst doch wohl nicht, ich will bei Caroline den Eindruck entstehen lassen, dass ich so etwas unterstütze.“

John Loring hat sich nicht nur als Schmuckdesigner einen Namen gemacht. Bevor er zu Tiffany kam, war er Büroleiter für die Zeitschrift „Architectural Digest“, und er lehrte als Kunstprofessor an der Universität von Kalifornien. Er hat selbst an der amerikanischen Eliteuniversität Yale und dann an der École des Beaux-Arts in Paris stu-

diert. Mit Begeisterung malte er, einige seiner Werke sind sogar im Bestand des Museum of Modern Art und des Whitney Museum of American Art. Zwar hat er das Malen inzwischen aufgegeben. Dafür beschäftigt er sich jetzt mehr mit Fotografie. Überhaupt ist er gefragt. Mehrmals im Jahr reist er zum Beispiel nach Kopenhagen, wo er dem Vergnügungspark Tivoli in Designfragen hilft, unter anderem in Sachen Weihnachtsdekoration.

Er versteht sich nicht als Nostalgiker des Schmucks. „Es ist heute viel besser als früher, in diesem Geschäft zu sein“, sagt er. In seiner Anfangszeit als Chefdesigner seien die finanziellen Möglichkeiten von Tiffany und damit auch sein eigener Spielraum viel begrenzter gewesen als heute. „Damals hatten wir einen Umsatz von 70 Millionen Dollar, jetzt sind es mehr als vier Milliarden.“ Heute seien ein paar Stücke aus der „Blue Book“-Kollektion von Tiffany so viel wert wie damals das gesamte Inventar des Unternehmens. Diese jährliche Kollektion umfasst besonders edle Vorzeigestücke von Tiffany, die oft von Superstars bei Anlässen wie der Oscar-Verleihung getragen werden. Das teuerste Stück der diesjährigen „Blue-Book“-Serie war ein Diamantring für 4,3 Millionen Dollar.

Freilich kämpft Tiffany zur Zeit mit gewaltigen Schwierigkeiten. Vor allem auf dem Heimatmarkt läuft das Geschäft nicht mehr so gut, und das nicht nur, weil die verschärften Sicherheitsvorkehrungen vor dem Trump Tower nach Donald Trumps Wahl zum amerikanischen Präsidenten es eine Zeitlang beschwerlicher gemacht haben, in die New Yorker Filiale zu gelangen. Touristen und Einheimische kaufen in Amerika weniger ein als früher. Im Februar sah sich das Unternehmen gezwungen, den Vorstandsvorsitzenden auszuwechseln, kurz zuvor hatte sich schon die Designchefin verabschiedet.

John Loring zeigt sich nicht davon beunruhigt. „Veränderungen sind gut. Das kann manchmal neue Energie freisetzen.“ Er sagt, er traue der gegenwärtigen Führung zu, die Relevanz der amerikanischen Traditionsmarke zu erhalten, auch für eine jüngere Kundschaft. Schließlich sei das Geschäft von Tiffany & Co. in gewisser Weise zeitlos. Der alte Spruch „Diamonds Are a Girl's Best Friend“ gelte bis heute. Der erfahrenste Frauenverstehender der Marke muss es wissen.



Scholtissek

KONTRASTREICHE RAUMKUNST

Massivholz-Performance - auf das Leben zugeschnitten - ob unsere Vielfalt an Massivholztischen mit eleganter Auszugstechnik kombiniert mit bequemen, lederbezogenen Sesseln; unsere unikaten Baumkantentische mit Edelstahlwangen oder unsere filigranen und funktionalen Korpusmöbel - ein deutlicher Materialkontrast und die Präsentation der natürlichen Holzmaserung machen unsere Passion aus.



Start-ups wollen die Matratze neu erfinden? Das ist keine Neuigkeit. Dass sie nun auch Schlafwäsche angehen, schon. Eve arbeitet jetzt mit der britischen Modemarke Folk zusammen.

OSS

Bedeutende Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten, zusammengestellt von *Jennifer Wiebking*



Wem Schokolade hilft, bei Sinnen zu bleiben, der sollte mit Ombar (erhältlich im Biomarkt) keine Probleme haben, runterzukommen.



Von wegen kühles, nordisches Design. Wer auf so eine Maske kommt (Hay), muss gut drauf sein.

Es ist jetzt cool, seine Tasche so zu tragen, als würde man sie umarmen, Stichwort *bag hugger*. Das geht selbst mit Riesensackchen. (Tsatsas)



Natürlich führt auch Generation Y, angeblich große Verfechter der Work-Life-Balance, noch ziemlich eifrig To-Do-Listen in Notizbüchern. (Treuleben)



Okay, noch drei Tage, und dann fällt es wirklich schwer, sich den Herbst schönzureden. Dann ist November, der ungemütlichste aller Monate. Umso wichtiger sind fröhliche Sitzkissen (Normann Copenhagen), die das Leben ein bisschen bequemer machen, sogar draußen.



Die Lichtskulptur „Fountain“ von Brigitte Kowanz dient nun als Leuchtzeichen für St. Pölten, die Hauptstadt Niederösterreichs.



Der Thermosbecher hat in der To-Go-Gesellschaft gerade seinen Moment. Aber die gute alte Stelton steht dort, wo man hingehört.

DREI WAHRHEITEN ZUM THEMA STAUB

Laut einer Umfrage von Helpling, dem Portal zur Buchung von Reinigungsdiensten, ist Staubwischen eine der nervigsten Hausarbeiten für Deutsche. Diese drei Tipps könnten es erträglicher machen.

1. Kein nasses Tuch verwenden. Es verschmiert den Staub nur weiter. Gründlicher ist ein trockenes Mikrofaser Tuch.
2. Auf das Mikrofaser Tuch einen Tropfen Weichspüler geben. Antistatischer Effekt! Neuer Staub wird geradezu abgestoßen.
3. Besser zwei Mal zehn Minuten am Tag Stoßlüften, als die Fenster zu lange geöffnet zu haben. So gelangt genug Sauerstoff in die Wohnung, aber verhältnismäßig wenig Staub.



Zu dem berühmten Stuhl gibt es jetzt auch das Buch für den Sofatisch: „Republic of Fritz Hansen“ (teNeues).



Wenn Vinyl echt ein Comeback feiert, dann sollen auch die Kleinen etwas davon haben. (Crosley über den Online-Shop Smallable)



Diese Infinity-Rosen (Grace Flowerbox) haben ein Haltbarkeitsdatum, das so manche Beziehung überdauert: drei Jahre.

FOTOS: HERSTELLER (10), TOBIAS PILZ

MY MAGNIFIQUE VOYAGES

Sofitel Dubai Downtown

Sofitel Vienna Stephansdom

Life is Magnifique!

Sofitel Marrakech Palais Imperial

Sofitel Frankfurt Opera

SOFITEL HOTELS & RESORTS

EINE REISE DURCH DIE SOFITEL KOLLEKTION

LONDON, PARIS, SHANGHAI, RIO DE JANEIRO... ENTDECKEN SIE UNSERE MAGNIFIQUE ADRESSEN AUF DER GANZEN WELT UNTER SOFITEL.COM

An ACCORHOTELS experience



LEUCHTZEICHEN

Die Gesichter der Autos erscheinen in neuem Licht. Raten Sie mal: Welche Modelle werden von diesen Scheinwerfern erhellt? *Von Holger Appel*

Als der Tiefe der Nacht scheinen sie schon lange, in Anfangszeiten gar nur einäugig wie an der ersten Ente von Citroën. Doch bei den französischen Nachbarn war sowieso alles anders. Gelb galt dort als Leuchtfarbe der Wahl, während der Rest der Welt auf Weiß setzte. Die Briten, schon immer eigen, legten am Land Rover Erhellendes innen zwischen die Kotflügel. Das ist nur noch etwas für Nostalgiker, denn, seien wir ehrlich: Die Funzeln waren kaum zu gebrauchen. Eine Fahrbahn so weit voraus zu erhellen, dass Personen, Tiere und Gegenstände rechtzeitig erkannt

werden können, gelang nie recht zufriedenstellend. Bei Licht betrachtet sehen manche Dinge eben doch ganz anders aus. Das Tagfahrlicht wurde gesetzlich verordnet, was zu einem Aufschrei der mit leuchtendem Beispiel voranfahrenden Motorradpiloten führte, die um ihre Erkennbarkeit fürchteten. Die zunächst plumpen Lampen sind seither vom Fortschritt gelöscht worden, und es verstummen die Stimmen, die mahnen, das gleißende Licht des Entgegenkommenden sei gar nicht so entgegenkommend, sondern blendend. Die LED gewinnt an Kraft und

zieht allortorten ein – erst als aneinandergereihe Punkte, jetzt als Leisten, steuerbar in Höhe und Breite. Im Automobilbau sind sie zum stilbildenden Element geworden. Mancher übertreibt es auch, das sieht dann bisweilen aus wie Weihnachten in Las Vegas. Die Signaturen verleihen Souveränität oder Entschlossenheit, mal wirken sie freundlicher, auf jeden Fall soll Wiedererkennbarkeit gegeben sein. So ist der Scheinwerfer zum wichtigen Designmerkmal neben dem Kühlergrill aufgestiegen, und wenn die Entwicklung so weitergeht, ziehen bald auch am Heck flächendeckend

LED-Streifen ein. Wir wollen uns hier auf die Gesichter der Autos beschränken und das Wissen der Leser testen. Die Modelle sind mal flink, mal fröhlich, haben französisches Flair und italienische Rasse, deutsche Schnelligkeit und britisches Statement. Viel Vergnügen beim Raten! Möge Ihnen ein Licht aufgehen.

Auflösung: 1: Ford Mustang, 2: Opel Insignia, 3: Rolls Royce Phantom, 4: Lamborghini Huracán, 5: Renault Mégane, 6: Audi A8, 7: Mini Cooper, 8: VW Golf GTI, 9: BMW X3, 10: Mercedes S-Klasse, 11: Alfa Romeo Stelvio, 12: Porsche Panamera.



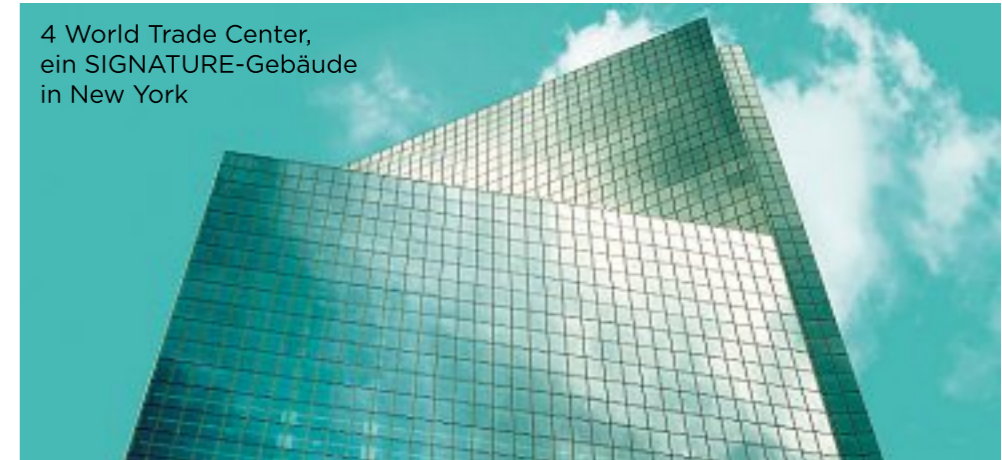
FOTOS: HERSTELLER, JANUENEER, IMAGO, APPI EPA



Grande Arche de la Défense, ein SIGNATURE-Gebäude in Paris



30 St Mary Axe, ein SIGNATURE-Gebäude in London



4 World Trade Center, ein SIGNATURE-Gebäude in New York



State University of Music and Performing Arts, ein SIGNATURE-Gebäude in Stuttgart



Nur mit dem Blick für das Wesentliche entsteht das Außergewöhnliche: LG SIGNATURE. Eine Symbiose aus ikonenhaftem Design und überragender Technologie. Geschaffen, um zu faszinieren.

LG SIGNATURE

Entdecken Sie LG SIGNATURE auf www.LGSIGNATURE.com



Mit geschminktem Glow: Kim Kardashian



Glanz aus dem Glas: Kendall Jenner



Wie ein paar Stunden an der frischen Luft: Karlie Kloss

GLANZ GUT

Die Haut soll heute nicht mehr nur straff sein – sie soll strahlen. Auch beim Glow-Trend geht es um den Wunsch nach ewiger Jugend.

Von Jennifer Wiebking

Shannon Dellimore ist in Südkalifornien aufgewachsen. Der Glow wurde ihr gewissermaßen in die Wiege gelegt. Also der strahlende Teint, der zur Mimik dieser immer gutgelaunten und gesunden Städter nicht besser passen könnte. Sie verkörpern die Lebenshaltung, die viele Menschen, die fernab von Los Angeles leben, noch bis vor wenigen Jahren als unerträglich lifestyle und unerträglich oberflächlich empfanden. „Wir haben hier wunderschöne Strände, Orte zum Wandern, das Wetter ist meistens gut“, sagt Shannon Dellimore, die Gründerin der Marke Glamglow. „Das prägt den Lebensstil und hilft auch dem Teint.“ Den Glanz, den ein paar Stunden an der frischen Luft bei Sonnenschein auf der Haut hinterlassen können – den will sie in einer Beauty-Linie konserviert haben.

Heute rühren sich auch Menschen fernab von Los Angeles Chia-Samen in den Joghurt und pürieren grünes Gemüse zu Smoothies, heute erinnern die Meditations-Apps auf dem Handy sie einmal am Tag daran, tief in sich selbst hineinzuhorchen – da ist auch der gesunde Glow in Schönheitsfragen ein Thema.

Es ist die große Erleuchtung der Beauty-Industrie: Flüssiges Make-up, Tagescremes, Highlighter, Bronzer-Stifte sind nun mit Glanzpartikeln angereichert, die das Gesicht zum Strahlen bringen sollen. Als würde sein Besitzer ein besonders gesundes Leben führen. Die Produkte heißen: Candleglow Soft Luminous Foundation (Laura Mercier), Météorites Baby Glow Rosy (Guerlain), Follow the Sun Glow Stick (Bobbi Brown). Unter den Stars, die beim Strobing – wie der Look im Fachjargon genannt wird – mitmachen, sind Cate Blanchett, Karlie Kloss, Kim Kardashian, Kendall Jenner.

Glanz, das ist nicht mehr ein Fall fürs Puderblatt, diese dünnen Schönheits-Löschpapiere, die in den Neunzigern und bis Anfang des neuen Jahrtausends zur Handtaschenausstattung vieler Frauen gehörten. Glanz ist jetzt gut, zumindest an den richtigen Stellen – auf den Augenlidern und unter den Brauen, auf den Wangenknochen und an den Schläfen. Eher nicht in der T-Zone.

Aber auch hinter dem Glow-Trend steckt der Wunsch nach ewiger Jugend, nach der Zeit im Leben, in der die glatte Haut von Natur aus strahlt. „Bei jungen Menschen ist das Bindegewebe straff, die Haut hat eine starke eigene, natürliche Spannung“, sagt Ulrike Blume-Peytavi, kommissarische Klinikdirektorin der Dermatologie an der Charité in Berlin. Die Haut ist gut durchblutet, also sieht sie auch rosig aus. Mit dem Alterungsprozess und Umwelteinflüssen erlebe sie dann einen Strukturwandel. „Sonneneinstrahlung führt zu einer Brüchigkeit der elastischen Fasern, zu gelblichen Veränderungen“, sagt die Dermatologin. „Und mit zunehmend schlechterer Durchfeuchtung der Haut kommt es dazu, dass sie eher stumpf und fahl wirkt.“

Das Angebot an Behandlungen, mit denen man dagegen vorgeht, wird größer. Das dürfte auch daran liegen, dass die Menschen immer älter werden. „Die Wünsche steigen mit den Möglichkeiten“, sagt Blume-Peytavi. Unterstützende Durchfeuchtung der Haut durch Pflegeprodukte oder Fruchtsäurepeelings, bei denen die oberflächlichen Schichten abgeschält werden, seien für einen gleichmäßigeren Teint zu empfehlen, sofern man sie in sonnenarmen Zeiten vornehmen lässt.

Umstrittener ist das sogenannte Dermaplaning, das Abrasieren von dünnen Haaren mit einer scharfen Klinge, das besonders in den Vereinigten Staaten ein Thema ist. Wenn die Härchen die Aufgabe haben, Talg und Dreck wieder herauszuleiten, sorgen sie eben auch dafür, dass das teure Anti-Aging-Produkt nicht so weit kommt, wie es seinen Besitzern eigentlich lieb wäre.

Dann doch besser den Glanz im Glas. Anfänger können sich mit Vaseline oder Kokos-Öl an entscheidende Stellen herantasten. Shannon Dellimore sagt, sie verwendet täglich die Tagescreme ihrer Linie. „Die Haut wird nie strahlen, wenn sie nicht richtig durchfeuchtet ist.“ Es ist der erste Schritt zu richtigem Glanz. Zur großen Erleuchtung kann man auch über simple Erkenntnisse kommen.



FOTOS: DPA, AP, REUTERS, HERSTELLER

Mehrfacher Gewinner des TIPA-Awards

„Das beste Fotolabor der Welt“

Ausgezeichnet von den Chefredakteuren 28 internationaler Fotografie-Magazine



Bringen Sie Ihre Erinnerungen an die Wand. In Galerie-Qualität von WhiteWall.

Ihre Fotografie hinter Acrylglas, gerahmt oder als Großabzug. Unsere Produkte sind „Made in Germany“ – profitieren Sie von mehr als 100 Testsiegen und Empfehlungen! Hochladen und Wunschformat festlegen, sogar vom Smartphone aus.

WhiteWall.de
Stores in Berlin / Düsseldorf / Frankfurt / Hamburg / Köln / München

 **WHITE WALL**

„MIT TINTE KANN ICH MICH VIEL BESSER AUSDRÜCKEN“



Vor 30 Jahren gründete **Tobias Grau** seine Marke Tobias Grau: 1987 zeigte er seine erste Leuchten-Kollektion auf der Kölner Möbelmesse. Der Sechzigjährige, der BWL in München studierte und sein Geld zunächst als Inneneinrichter von Modeläden wie der Jeansmarke Werdin verdiente, lebt und arbeitet mit seiner Frau Franziska in Rellingen (Kreis Pinneberg), nordwestlich von Hamburg. In diesem Herbst stellt der Leuchtendesigner seine erste reine LED-Kollektion vor.

Was essen Sie zum Frühstück?
Obst, Joghurt und dazu Espresso.

Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?
Immer in guten Modegeschäften. Und nie online. Da ich früher die Inneneinrichtung für Läden entworfen habe, interessiert es mich, wie Kleidung dort präsentiert wird.

Hebt es Ihre Stimmung, wenn Sie einkaufen?
Ja. Allerdings hängt es davon ab, wie freundlich man bedient wird, und mit wie viel Grandezza.

Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?
Vermutlich ein Anzug von Comme des Garçons, der so alt ist wie meine Ehe: 28 Jahre.

Was war Ihre größte Modesünde?
In meiner Jugend Samthosen mit Schlag.

Tragen Sie zu Hause Jogginghosen?
Nein. Abgetragene Jeans schon, aber keine Jogginghosen.

Haben Sie Stil-Vorbilder?
Keine bestimmten, denen ich folgen würde. Da ich relativ isoliert arbeite, werde ich vielleicht nicht so stark von bestimmten Stilrichtungen beeinflusst wie andere.

Haben Sie jemals ein Kleidungs- oder Möbelstück selbst gemacht?
Neben meinem BWL-Studium in München habe ich Möbel gebaut und verkauft, um Geld zu verdienen. Ich habe auch eine Weile in einer Restaurierungswerkstatt gearbeitet und kann darum auch Schellack polieren.

Besitzen Sie ein komplettes Service?
Ja. Das heißt, ob es wirklich komplett ist, weiß ich gar nicht genau, wir haben aber ein weißes Geschirr der Marke Dibbern.

Mit welchem selbst zubereiteten Essen konnten Sie schon Freunde beeindrucken?
Mit guten Salaten und einfachen und schnell zubereiteten Gerichten. Ich koche gerne, aber nichts Aufwendiges.

Welche Zeitungen und Magazine lesen Sie?
Die „Welt“, ab und zu die F.A.Z. und unter anderem „Wallpaper“, „Ideat“, „Häuser“, „Architektur & Wohnen“.

Welche Websites und Blogs lesen Sie?
Die genannten Zeitungen und Magazine lese ich auch online, Blogs hingegen fast gar nicht.

Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?
Ich zeichne nicht nur mit Füller und Tinte, ich schreibe auch Briefe damit. Dann mache ich mit dem Handy ein Foto und verschicke das Bild digital. Ich tippe nicht

gerne und kann mich mit Tinte einfach viel besser ausdrücken.

Welches Buch hat Sie am meisten beeindruckt?
Auf ein Buch lässt sich das kaum reduzieren. Ich lese sehr viel Goethe, vielleicht „Wilhelm Meisters Wanderjahre“.

Ihre Lieblingsvornamen?
Die Namen meiner Kinder: Elias, Pia, Timon und Melchior.

Ihr Lieblingsfilm?
„Frühstück bei Tiffany“.

Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?
Mit Auto. Den Gedanken, kein Auto zu besitzen, hatte ich noch gar nicht. Das mag aber noch kommen.

Tragen Sie eine Uhr?
Nein. Ich habe noch nie eine Uhr getragen, darum habe ich wohl ein ziemlich gutes Zeitgefühl. Und heute sind Uhren ja allgegenwärtig.

Tragen Sie Schmuck?
Außer meinem Ehering keinen.

Haben Sie einen Lieblingsduft?
Ich trage kein Parfüm, mag aber Düfte wie „Obsession“.

Was ist Ihr größtes Talent?
Abwarten.

Was ist Ihre größte Schwäche?
Zu schnell sein zu wollen. Das ist natürlich ein Widerspruch, aber soll so gemeint sein.

Womit kann man Ihnen eine Freude machen?
Mit Freundschaft, Natürlichkeit und Herzlichkeit.

Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?
Über Schönheit zu reden.

Sind Sie abergläubisch?
Wenig bis gar nicht.

Wo haben Sie Ihren schönsten Urlaub verbracht?
In Italien. Neapel, Vesuv, Amalfi-Küste.

Wo verbringen Sie Ihren nächsten Urlaub?
Habe ich noch nicht geplant.

Was trinken Sie zum Abendessen?
Trockenen Weißwein.

Aufgezeichnet von Peter-Philipp Schmitt.



CLOUD 7 BY BRETZ

ALEXANDER-BRETZ-STR. 2 • D-55457 GENSINGEN • TEL. 06727-895-0 • INFO@BRETZ.DE • WWW.BRETZ.DE
FLAGSHIPS: STILWERK BERLIN • MARKTSTRASSE 2 BIELEFELD • HOHE STR. 1 DORTMUND • STILWERK DÜSSELDORF
ALTE GASSE 1 FRANKFURT • STILWERK GROSSE ELBSTRASSE 2 HAMBURG • GROSSER BURSTAH 45 HAMBURG
HOHENSTAUFE NRING 62 KÖLN • REUDNITZER STR. 1 LEIPZIG • HOHENZOLLERNSTR. 100 MÜNCHEN • HALLPLATZ 37
NÜRNBERG • KÖNIGSTRASSE 26 STUTTGART • SALZGRIES 2 WIEN



PATEK PHILIPPE
GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition.



Eine Patek Philippe gehört einem
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,
aber eigentlich bewahrt man
sie schon für die nächste Generation.



Twenty-4® Ref. 4910/11R

Tel: +49 89 28 67 62 0
patek.com